

April
Mai
Juni

2/2013

aktiv dabei



Seniorenbüro



Seniorenbüro der Stadt Speyer



2 aktiv dabei

Neue Entwicklungen	Seite	Ehrenamt	Seite
Gespräch mit Anna Störtz Ria Krampitz	4-10	Geschichte mit Humor vermischt Werner Schilling	29-30
Gut Leben im Alter Ria Krampitz	11	Alles was Freude macht Frau Hille-Jacoby	30
Die Jugend ist dabei Lucas Schröer und Bernadette Morcinczyk	11	Vor Tricks wird gewarnt Werner Schilling	31
Soziales	Seite	Kultur	Seite
Gemeinsam Leben mit Demenz Einladung für Angehörige Redaktion	12-13	Aus der Geschichte der Medizin Dr. Walter Alt	32-37
Fit von Kopf bis Fuß Anke Nader	14-15	Fremde ganz nah Helga F. Weisse	38-39
Schulungsreihe Demenz Renana Halisch	16	Fürs europäische Vaterland Karin Ruppert	41-42
Keine Angst vor dem MDK Pflegerstützpunkte	17	Konzert am Nachmittag R.K.	42
Hilfe bei Depressionen Gemeindepsychiatrischer Dienst	18	Das Niki feiert Deutsch- Französische Freundschaft Sara Langknecht und Marc Kowoll	43-44
Altersarmut ist eine Frage Ökonomie (Interview) Ria Krampitz	19-20	Leseempfehlungen Dr. Walter Alt	45-46
Wissen	Seite	Musik für alle Bernhard Sperrfechter	46
Aktivitäten und Engagement Im Sport (Interview) Ria Krampitz	21-24	Generationen Hand in Hand Ria Krampitz	47-48
Der demografische Wandel Bewegt den Sport Redaktion	24	Die Deutschen und ihr Kampf Schloss Eggenberg in Graz Dr. Helmuth Wantur	49 50-51
Smartphones, Nutzen und Risiko Andris Rodewald Melissa Spothelfer	25-27		

Plakat Winkeldruckerei Artur Schütt	52	Quiz Marion Bredebusch und Lothar Reuter	63-64
Lokalgeschichte	Seite	Lösungen	64-65
Das Gesicht Speyers mitgeprägt Wolfgang Kauer	53-54	Aus alten Zeiten Fritz Schwager	66
Zwei bemerkenswerte Karrieren Wolfgang Kauer	55		
Stadtarchiv sucht Fotos Katrin Hopstock	56-57		
Natur	Seite	Auflistung der Anzeigen	Seite
Unser größter Singvogel Hans U. Querfurth	58	Eis Cafe de Vico Physiotherapie Matthias Richter	10 15
Reisen	Seite	Salier-Stift Physiotherapeut	16 27
Wenn die (fränkische) Urlaubsfreude... Michael Stephan	60-61	Müller-Frey Gemeinnützige Baugenossenschaft	39
Senioren unterwegs Wolfgang Möcklinghoff	62	Beisel Hütte Deutsches Rotes Kreuz Weltladen	40 49 51 u. 53
Verschiedenes	Seite	Förderverein Stadtwerke	67 68
Wörtersuche Uwe Naumer	63		

Impressum

Redaktion	Dr. Walter Alt, Ria Krampitz, Werner Schilling
Herausgeber	Seniorenbüro der Stadt Speyer, Maulbronner Hof 1A, 67346 Speyer Tel. 06232/621050; E-Mail: Ria.Krampitz@stadt-speyer.de
Layout	Ria Krampitz, Markus Schäffer
Titelbild	Georg Spatz „Generationen Hand in Hand“ hier: Ingeborg Spatz (80 Jahre) mit Enkel Fabian Spatz (8 Jahre)
Fotos	Ria Krampitz S. 4, privat S. 6, 8, 19, 21, 29, 43, Karin Hille-Jacoby S. 30, Cascan S. 32, A. Strümpell S. 34, Wikipedia S. 36, 37, Katharina Kieselhorst S. 47, Anne Ludwig S. 47, 48, Fritz Ludwig S. 47, Nadine Kaufmann S.48, Dr. Michael Fritsch S. 48, Nadine Zimmermann S. 53, Dr. Helmut Wantur S. 55,56, Stadtarchiv S. 56, 57, Diakonisse Rosemarie Römhild S. 59, Michael Stephan S. 60, 61
Druck	CHROMA Druck & Verlag GmbH, Werkstraße 25, 67354 Römerberg-Berghausen

Ein hartes Leben hat mich geprägt

Gespräch mit Anna Störtz,



Frau Störtz, Sie sind 98 Jahre und haben viel erlebt. Können Sie ein bisschen über Ihre Kindheit erzählen, die sicher nicht immer einfach war. Sind Sie in Speyer geboren?

Jawohl. Im Frohsinn. Ich bin zu Hause geboren. Das war früher so. Wir waren 21 zu Hause. Aber drei davon sind vorher abgegangen und drei sind als Baby gestorben, wie es früher war. Da sind viele Säuglinge gestorben.

Aber es waren immer noch 15 Kinder, die überlebt haben. Das war doch sicher nicht einfach für Ihre Eltern?

Ein hartes Leben. 15 Kinder, zehn Buben und fünf Mädle. Ich war die 17. und bin

am 10. August 1914 geboren. Wir waren alle von einer Mutter und einem Vater, eine gute Mutter. Sie hat ein gutes Wesen an sich gehabt. Ein sehr gutes Wesen, ein ansprechbares Wesen hat sie gehabt.

Überlegen Sie mal, wir haben nur drei Zimmer gehabt und eine Küche. Mit Vater und Mutter waren wir dann 17 Personen. 17 Personen in drei Zimmern, in einer Wohnung, 17 Personen. Wir haben, ob Sie es glauben oder nicht, zu zweit und zu dritt mitunter in einem Bett geschlafen. Das ist ja klar, dass wir keine 17 Betten hatten. Da haben wir natürlich auch Krach gehabt (lacht), aber wir waren immer wieder einig. Wir waren nicht böse, sondern immer einig. Wir waren immer eine Gemeinschaft.

Wie konnten Ihre Mutter und Ihr Vater sie alle ernähren?

Also der Vater hat in einer Fabrik gearbeitet. Die haben so Zigarrenschachteln gemacht. Da hat mein Vater gearbeitet. Und meine Mutter war eine Zugehfrau bei reichen Leuten. Da ist sie hingegangen und hat gewaschen, nach der Wäsche geschaut und ausgebessert. Sie war eine arme, arme Frau. Sie ist von morgens bis abends arbeiten gegangen, trotz ihrer vielen Kinder. Und wir Kinder hatten alle etwas aufgetragen bekommen. Die Anna die guckt, dass die Socken und die Strümpfe in Ordnung sind und meine größte Schwester, die hat nähen gelernt. Die hat schauen müssen, dass die Sachen immer in Ordnung waren. Also da hat jedes seine Arbeit gehabt. Ich habe schauen müssen, dass die Strümpfe und Socken immer in Ordnung waren. Die habe ich waschen müssen und schauen, dass sie immer sauber und gestopft waren.

Was glauben Sie wenn die gewaschen waren, dann haben sie alle so schön am Seil

gehängt. Die hat man so schön hingehängt, einen zum anderen, so wie sie zusammengehört haben. Das hat dann noch Spaß gemacht, wenn man alles so schön hingehängt hat.

Ich habe auch gestrickt.

Die Käthe, die zwei Jahre älter war als ich, hat für die Wäsche sorgen müssen, damit die Arbeitskleidung der Buben in Ordnung war und für die Zimmer war die auch zuständig und ich für die Küche. Sie sauber machen und in Ordnung halten.

Das war ja wichtig, dass jeder seine Aufgabe hatte.

Mit 15 Kindern, mein lieber Freund.

Was für eine Leistung auch von ihren Eltern. Wie war das mit dem Essen?

Da ist nie zusammen am Tisch gegessen worden. Weil ja jeder anders nach Hause gekommen ist. Der eine so, der andere so. Die haben geschafft und andere sind in die Schule gegangen, sind zu anderen Zeiten gekommen. Also wir haben nie zusammen gegessen. Da war man ja froh, wenn der eine fertig war und ich den Teller schon spülen konnte. Wenn der nächste kam, habe ich dann schon wieder einen sauberen Teller gehabt (lacht). Da hat man schon gerechnet, dass man nicht so viel Geschirr hatte.

Da war es doch bestimmt auch knapp mit dem Essen?

Ja knapp war es sowieso. Ich lüge nicht. Da hat man drauf gespannt, wer den Topf auslecken darf. Wissen Sie, da ist immer ein bisschen hängen geblieben, das ist dann abgekratzt worden. Also es ist nicht zu beschreiben. Das kann ich ihnen nicht beschreiben. Was das für eine Armut war.

Wer durfte denn den Topf auslecken?

Wer ihn zuerst bekommen hat.

Was hat man denn da gekocht?

Also, da hat es ja meistens Eintopf gegeben. Es ging ja gar nicht anders.

Dann haben wir Essen tragen müssen, für die, die in den Fabriken gearbeitet haben. Mein Vater und zwei Geschwister haben beim Hebel gearbeitet. Da haben wir mit einer Milchkanne Essen hingetragen. Die Teller und die Löffel waren im Korb drin. Dann haben die Brüder draus gegessen. Ach Gott, ich könnte erzählen von morgens bis abends.

Zu Hebel gehört ja die Schiffswerft dazu. Und da waren Schienen. Wir waren doch noch klein und schusselig. Da ist man manchmal über die Schienen gefallen und hat das Essen ausgeschüttet. Dann haben die nichts zu essen gehabt.

Das gab Ärger.

Ärger? Das können Sie sich vorstellen. Aber hören Sie mal, wir waren ja Kinder. Und schusselig waren wir, weil man ja die schwere Milchkanne getragen hat. Und da ist man über die Schienen gefallen und schon hat das Essen auf der Straße gelegen (lacht).

Hatten Sie auch Haustiere?

Wir hatten Enten. Die haben wir gefüttert mit, Linsen hat man da gesagt. Am Weiher sind so Dinger gewachsen, die hat man Linsen genannt. Hasen hatten wir auch noch.

Dann gab es ab und zu ein Festessen.

Ja, ab und zu gab's Festessen. Zum Beispiel wenn Geburtstag war. Das muss ich sagen, meine Mutter hat, wenn ihre Kinder Geburtstag hatten, gefeiert.

Da ist Kuchen gebacken worden. Wir haben zusammen Kaffee getrunken, abends hat

man zusammen gegessen und zusammengesessen und erzählt. Wir waren in der Küche zusammen. Wissen Sie was eine Bank ist? Auf der Bank haben wir gegessen. So wie die Kinder groß wurden, hat mein Vater Holzklötzle gemacht, weil er doch in der Fabrik geschafft hat, wo's Holz gab. Je nachdem wie groß die Kinder waren, dementsprechend hat er die Klötzle gemacht. Da waren die Kleinen hinter der Bank gesessen. Da waren die mal aus dem Weg. Aber alle zusammen haben wir nie gegessen. Und unsere Mutter, das muss ich sagen, die saß ein Leben lang am Gasherd. Wir hatten früher einen Gasherd. Da hat sie gesessen und gegessen oder getrunken, egal was es gegeben hat. Sie war nie am Tisch gesessen, weil für die Mutter nie Platz war.

Da hatten Sie eine harte Kindheit.

Hart und doch eine schöne Jugend. Ich möchte sie nimmer missen.

Was war da schön?

Weil wir viele Kinder waren. Da haben wir uns gekloppt, dann waren wir wieder gut miteinander, haben miteinander gespielt. Also es war schon schön mit so vielen Kindern. Da hat man nie fremde Kinder gebraucht. Wissen Sie, da war man immer eine Gesellschaft.

Hatten Sie ein eigenes Haus?

Nein, wir haben in einem Haus gewohnt, Im Frohsinn Nummer 4. Da waren, ob Sie's glauben oder nicht, in einem Haus ganz viele Kinder. Petrys, also wir, hatten 15 Kinder, oben Familie Wolf, die hatten 13 und ganz oben im dritte Stock, wohnte die Familie Jochim, die 11 oder 12 Kinder hatten, alle in einem Haus.

Wie war das, für so viele Leute zu wachen?



Wir hatten eine Waschküche, da war ein Kessel und eine eingebaute Badewanne. Die haben wir füllen müssen, wenn man baden wollte.

Einmal in der Woche. Und sonst hat man sich in der Küche gewaschen. Morgens, wenn eins aufgestanden ist, um zu arbeiten, dann hat man sich in der Küche gewaschen. Es ist ja nur gebadet worden, wenn gewaschen wurde, wenn Feuer war, wenn's warm war. Das war meine Jugend.

Einen Kindergarten haben sie nicht besucht?

Doch, wir waren im Kindergarten. Und zwar im katholischen, in der Engelsingasse, bei den katholischen Schwestern. Für mich war es nicht schön.

Warum?

Weil ich ein verwöhnter Balg war. Weil mir das Essen, das es mittags gab, nicht geschmeckt hat. Zuhause hatten wir auch nicht gerade das beste Essen. Aber dort hat es mir gar nicht geschmeckt. Und da hat man es essen müssen. Die Schwestern waren hart.

Wie war es in der Schule? In welcher Schule waren Sie?

Im Kloster. St. Magdalena. Ich bin nie sitzen geblieben. Ich habe alle Klassen, von der ersten bis zur achten, gemacht. Ich bin lieber in die Schule, als zu Hause zu schaffen. Das können Sie sich denken.

Haben Sie einen Beruf erlernt?

Nein, ich bin aus der Schule gekommen und gleich in die Fabrik, in eine Buchdruckerei. Im St. Magdalena Kloster war eine Buchdruckerei und da hat meine Mutter für mich gefragt, ob ich da hingehen kann. Dann haben die Schwestern ge-

sagt, also gut wir nehmen sie. Unsere Mutter, alles unsere Mutter.

Hatten Sie einen Berufswunsch? Hätten Sie gerne etwas gelernt?

Nein, weil wir ja gewusst haben, wir kommen aus der Schule und müssen gleich schaffen und müssen Geld verdienen. Mit so vielen Kindern war ja Geldnot. Das ist doch klar.

Meine ältere Schwester, die hat nähen lernen dürfen, von den Schwestern aus. Sie ist bevorzugt worden, weil sie von einer kinderreichen Familie kam. Da haben die Schwestern gedacht, dann lassen wir die etwas lernen. Ohne Geld, durfte sie nähen lernen, von den Schwestern aus.

Das hätten Sie doch auch machen können.

Ja, da hat es aber geheißen, das reicht. Eine langt.

Und die Brüder, hatten die Berufe?

Da war keiner, der einen Beruf hatte. Aber all sind sie Männer geworden, weil sie von zu Hause geprägt waren. Die mussten auch schauen, dass sie durchkommen.

Was hat Sie am meisten geprägt?

Mich haben meine Eltern geprägt, weil wir gute Eltern hatten. Das war wichtig. Einen strengen Vater, aber gut, herzensgut war er. Was mich jetzt bedrückt ist, dass wir auf unsere Eltern ein bisschen Zorn hatten, weil wir so viele Kinder hatten. Das bereue ich heute noch. Da hätte man sie mehr bedauern sollen. Wissen Sie mehr Mitleid mit ihnen haben, weil sie nichts dafür konnten, dass sie so viele Kinder hatten. Das ist das einzige, das mich reut. Überhaupt meine Mutter. Das bereue ich heute noch, dass ich die nicht so richtig bemitleidet habe. Jetzt

wo man groß ist und darüber nachdenkt, tut es einem echt, echt Leid.

Waren Sie sehr religiös?

In die Kirche mussten wir gehen. Aber meine Eltern waren nicht religiös. Aber wir mussten in die Kirche. Ich bin jetzt, durch meinen Mann, evangelisch. Aber ich bin trotzdem katholisch.



In Ihrer Kindheit und Jugendzeit gab es auch Zeiten großer Arbeitslosigkeit. Wie war das für Sie?

Erinnern Sie mich nicht daran. Die waren fast alle arbeitslos. Und denken Sie mal, arbeitslos und eine so große Familie ernähren. Können Sie sich das vorstellen? Meine Mutter ist nur zu den reichen Leuten und hat mittags Geschirr gespült, damit die dort Mittagessen konnte. Da hat sie auch etwas zu essen bekommen. Weil sie Geschirr gespült hat. Ach Gott im Himmel, wenn ich daran denke.

Wie war das mit den Kleidern? Sie haben bestimmt nicht oft neue Kleider bekommen oder?

Ach Gott nee. Die eine hat die Kleider von der anderen angezogen. Das ist ja ein Witz, aber ehrlich, die morgens zuerst aus dem Bett ist, konnte sich die schönsten Sachen raussuchen. Die Kleider haben wir alle auf einen Stuhl legen müssen und daraus gute Sachen raussuchen, bei unserer Armut.

Geschenke zu Festen haben Sie bestimmt auch nicht erhalten?

Hören Sie mal, ich habe lauter Brüder, die handwerklich geschickt sind. Wir hatten eine Puppenküche, einen Kaufladen, einen Puppenwagen, Spielsachen, wir hatten alles von meinen Brüdern, die geschafft haben und die gebosselt haben. Ehrlich, ich muss sagen, meine Eltern waren richtige Eltern.

Wurde bei Ihnen zu Hause viel gesungen?

Meine 10 Brüder, mit dem Vater, waren im Gesangverein Vorwärts. Die haben alle so schön gesungen. Ich kann nicht singen. Schade.

Da ist gesungen worden und wie. Einer hat Tenor, der andere Bass gesungen. Selbst wenn einer alleine war, hat er schon gesungen. Wir hatten kein Radio kein Fernsehen, da haben die Buben gesungen.

Wo haben Sie Ihren Mann kennengelernt?

Mein Bruder ist in der Zelluloidfabrik verbrannt. Da war eine Explosion, bei der sieben Leute verbrannt sind. Mein Bruder war dabei. Und die Schwester seiner Freundin, war meine Freundin. Wir saßen in der Küche und da hat der Cousin meiner Freundin

mich gesehen und gefragt, wer die Kleine ist. So hat sich mein Mann an mich ran gemacht (lacht).

War es bei Ihnen auch gleich Liebe auf den ersten Blick?

Eigentlich nicht. Mein Mann hat schwer um mich kämpfen müssen. Heute würde ich ihn nicht mehr so kämpfen lassen, denn wir sind ja doch zusammen gekommen. Wir haben 1935 geheiratet. Mein Mann war nicht im Krieg. Die Möbelfabrik, wo er geschafft hat, die haben Bombenkisten gemacht, das war kriegswichtig. In dem Betrieb konnten die Arbeiter bleiben.

Sie haben sich etwas Schönes mit ihrem Mann aufgebaut.

Ja. Wir haben auch schwer gearbeitet, alle beide. Mein Mann war fleißig und ich auch. Ich war emsig. Ich habe sechs Jahre in der Druckerei, dann 21 Jahre bei der Firma Hess gearbeitet. Das will was heißen. Und dann noch 11 Jahre bei der Siemens. Das war mein Leben.

Von Ihren Brüdern waren sicher einige im Krieg?

Vier sind im Krieg gefallen. Vier Brüder im Krieg geblieben und der letzte ist an den Kriegsfolgen gestorben.

Sie kommen aus einer sehr großen Familie aber Sie selbst hatten nur einen Sohn.

Weil ich gewusst habe, wie das ist, wenn man viele Kinder hat. Da habe ich gesagt ich will nicht. Mein Sohn hat es schön gehabt als einziges Kind. Das war ein richtig verwöhnter, lieber Kerl war das. Er wurde im September 1939 geboren. Ich im Krieg geboren im ersten Weltkrieg

und er im Krieg geboren, im zweiten Weltkrieg.

Leider ist Ihr Sohn schon im März 2001 gestorben. Das war ganz schlimm für Sie.

Da darf ich gar nicht daran denken. Wie meine Enkelin angerufen hat und sagte „Oma, eben ist der Papa gestorben“. Meine Schwiegertochter und meine Enkelin haben eine Woche im Krankenhaus geschlafen, waren bei meinem Sohn und haben ihm die Hand gehalten bis er gestorben ist. Das rechne ich meiner Schwiegertochter sehr an, dass sie das gemacht hat, ehrlich. Und meinem Enkelchen aber auch. Ach Gott seine Frau. Die haben sich echt geliebt, die zwei haben sich gern gehabt. Die waren glücklich.

Sie haben eine so positive Ausstrahlung, obwohl Sie ein hartes Leben hatten.

Das prägt auch. Das macht ein bisschen hart. Was meinen Sie, wenn ich das nicht mit meiner Hüfte hätte, wäre ich auf Zack. Ich ginge wieder jeden Monat mit dem Ausflug. Das war doch immer schön. Wissen Sie überhaupt, dass ich bei den allerersten im Seniorenbüro war? Das war in dem kleinen Haus, in der Gutenbergstraße. Herbels haben mich mitgenommen Da hab ich gesagt: „Was ist denn hier?“ „Ei nix. Wir gehen da mal hin“. Und dann hat sich das so entwickelt und da ist das Seniorenhaus draus geworden. Ein wunderbarer Verein.

Was ist Ihnen heute wichtig. Sie leben ja nicht mehr zu Hause, sondern hier. Sind Sie zufrieden?

Ja, ich muss zufrieden sein. Ich muss zufrieden sein. Ich kann es ja nicht ändern. Ich würde es gern ändern, wenn es zu machen wäre. Aber die Ärzte machen es nicht mehr. Die Hüfte ist kaputt. Jetzt fängt die zweite an. Da müsste ich zwei Hüften gemacht bekommen und das machen die nicht mehr.

Haben Sie viele Schmerzen?

Und wie. Ich kann mich ja im Bett nicht rum legen. Ehrlich, ich gehe so aus dem Bett, wie ich rein gehe. Die brauchen gar nicht viel an meinem Bett zu machen. Gerade ein bisschen das Oberbett zurecht ziehen, dann sind sie fertig. So wie ich rein gehe, so gehe ich raus.

Nehmen Sie Schmerztabletten?

Ach Gott, was ich für Tabletten habe. Ich habe sehr viele. Auch Beruhigungsmittel, damit mein System sich ein bisschen beruhigt.

Wie sieht Ihr Tagesablauf aus?

So wie ich hier sitze, ist der ganze Tag. Dann lese ich oder guck Bilder an, das ist mein Tagesablauf. Aber ich habe mich damit abgefunden. Am Anfang habe ich geweint und geweint und habe gedacht, hast so eine schöne Wohnung zu Hause. Ich habe gar nichts von zu Hause hier.

Warum nicht?

Weil ich immer gedacht habe, ich kann wieder heim. Ich kann wieder heim.

Aber das geht nicht mehr. Überlegen Sie doch, was Sie gerne hier hätten.

Was soll ich in dem Alter jetzt noch viel ändern? Das hätte ich am Anfang machen sollen.

Das können Sie jetzt auch noch. Das würde Ihnen vielleicht gut tun.

Was würden Sie jungen Menschen für einen Rat geben?

Die haben ihre eigenen Vorstellungen. Denen kann man keinen Rat geben. Weil die so selbständig sind und so selbstbewusst, dass man denen keinen Rat geben

kann. Im Gegenteil, die würden mich noch bevormunden. Die würden mir noch sagen: „Oma dess und sell“.

Leben von ihren Geschwistern noch welche?

Nein. Ich bin noch die einzige von den vielen Geschwistern. Ich kann nicht sagen, Bruder oder Schwester. Das ist aus.

Aber Sie haben eine Familie.

Gott sei Dank Drei Urenkel und eine Enkelin Das ist eine Freude.

Würden Sie sagen, das ist ihre Lebensfreude?


Oh ja, auf die freue ich mich immer wenn sie kommen.

Sie haben mir viel aus Ihrem Leben erzählt.

Aber da ist nichts Gelogenes dabei. Das ist alles ehrlich.

Ganz herzlichen Dank Frau Störtz für Ihre Offenheit. Ich wünsche Ihnen weiterhin viel Freude mit Ihrer Familie.

Ria Krampitz



EIS CAFE DE VICO

cafe

Korngrasse 36
67346 Speyer

Telefon 06232/629867
Telefax 06232/629867
E-mail gdevico@live.de

Das ganze Jahr über ohne Winterpause geöffnet!
"Eis und Kuchen aus Eigene Herstellung"

Zukunftswerkstatt Gut Leben im Alter

Rund 45 Bürgerinnen, Bürger und hauptamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus verschiedenen Einrichtungen, haben sich an der Zukunftswerkstatt Gut Leben im Alter beteiligt. Sie diskutierten die Frage, was sie sich für ein gutes Leben in Speyer wünschen. Die regen Gespräche an den Tischgruppen zeigten deutlich, dass das Thema „Wohnen im Alter“ ein zentrales ist. Dabei wurden neue Wohnformen, die zahlbar sein müssen und gemeinschaftliches Wohnen ermöglichen angesprochen.

Aber die Wünsche waren breit gestreut und wurden am Ende der Veranstaltung von den Moderatoren in drei Schwerpunktthemen zusammengefasst:

Schwerpunkte

1. Zahlbare Wohnformen
2. Begegnungsstätten in allen Stadtteilen. Ein besonderer Bedarf wurde hier für die Stadtmitte gesehen.
- 3 Nachbarschaftshilfe. Hier wurde die Stelle eines Stadtteilkümmers gefordert.

Eingeladen hatte die Landeszentrale für Gesundheitsförderung gemeinsam mit der Stadt. Die Organisation lag in Händen des Seniorenbüros.

In allen Kommunen soll der Aktionsplan des Landes „Gut leben im Alter“ diskutiert werden. Vorort sollen konkrete Projektideen umgesetzt werden. Gefordert sind dann auch die Bürgerinnen und Bürger, die Interesse zur Mitarbeit bekundet haben.

Zu den ersten Treffen wird das Seniorenbüro einladen.

Ziel ist, dass die drei Gruppen, die sich zu den drei Schwerpunktthemen bilden sollen, dann selbständig weiterarbeiten, ohne den Austausch zur Kommune zu verlieren.

Der Historische Ratssaal als Veranstaltungsort sorgte zusätzlich für eine angenehme Atmosphäre und zeigte, dass es ein großes Anliegen der Kommune ist, die Bürgerinnen und Bürger in die Diskussionen einzubeziehen. Das betonte auch Oberbürgermeister Hansjörg Eger in seinem Grußwort.

Ria Krampitz

Die Jugend ist dabei

In erster Linie war es eine große Freude, als Jugendstadtrat zum Zukunftswerkshop „Gut Leben im Alter“ eingeladen worden zu sein. Obwohl es auf den ersten Blick so schien, als sei die Speyrer Jugendvertretung hier fehl am Platze, war dieses Treffen für uns ein weiterer Beweis dafür, dass politische Entscheidungen nicht nur Auswirkungen auf eine Bevölkerungsgruppe haben, sondern dass alle Bürger unweigerlich davon betroffen sind.

Die gelungene Moderation durch Mitarbeiter des Landesministeriums für Soziales motivierte die Teilnehmer dazu, ihre Vorschläge, Ängste, Motivationen und Träume bezüglich eines altengerechten Speyers zu äußern. Themen, wie z.B. der Ausbau des öffentlichen Nahverkehrs, bezahlbarer Wohnraum oder die Schaffung neuer Begegnungsstätten, die eine Brücke zwischen Alt und Jung in Speyer sein können, gibt es zur Genüge.

Denn das Leben und die Politik in Speyer sollten von allen Bürgern mitgestaltet werden, unabhängig von Alter und Herkunft.

Lucas Schröder & Bernadette Morcinczyk

Gemeinsam – Leben mit Demenz

Arbeitsgruppe Demenz will Bewusstsein schärfen und Lücken schließen

Die Arbeitsgruppe Demenz Speyer arbeitet seit 2007 zusammen. In ihr kommen zwischenzeitlich Vertreterinnen und Vertreter aus rund 20 Organisationen und Einrichtungen zusammen. Das Ziel, das sie vereint ist, ein Bewusstsein in der Bevölkerung für das Menschen mit Demenz zu schaffen und mit zu helfen Versorgungslücken in Speyer zu schließen.

Ausgangspunkt für die Gründung der Arbeitsgruppe Demenz war eine Pflegekonferenz 2007 in der deutlich wurde, dass Wissen über das Krankheitsbild und mögliche Unterstützungsmöglichkeiten gering sind und die Hilfsangebote weiter ausgebaut werden müssen.

Um deutlich zu machen, wer in der Arbeitsgruppe mitarbeitet, veröffentlichen wir hier die Teilnehmerliste.

Diakonissen-Stiftungskrankenhaus
Haus am Germansberg
Seniorenstift Bürgerhospital
Geriatrisches Zentrum



Schwerpunkt Beratungs- und
Koordinierungsstelle Demenz

St. Vincentius Krankenhaus



AWO-Seniorenhaus Burgfeld



Caritas-Altenzentrum St. Martha



Moderiert wird die Arbeitsgruppe Demenz vom Seniorenbüro, Maulbronner Hof 1A, 67346 Speyer.

Ansprechpartnerin:

Ria Krampitz, Tel. 06232/621050

E-Mail: Ria.Krampitz@stadt-speyer.de

Einladung für Angehörige von Menschen mit Demenz

Menschen, die an einer Demenz leiden zu begleiten und zu pflegen, ist eine große Herausforderung und nicht immer einfach. Häufig werden die eigenen sozialen und kulturellen Bedürfnisse vernachlässigt. Aber nur wer sich selbst pflegt, kann auch andere pflegen.

Die Arbeitsgruppe Demenz möchte mit dem Angebot den Angehörigen eine kleine Erholung vom pflegealltag ermöglichen. Es wird ein Kulturprogramm mit anschließendem Austausch geboten. Die nächsten Veranstaltungen finden statt am:

Montag, 8. April 2013, 15 Uhr, im Historischen Ratssaal

Donnerstag, 27. Juni 2013, 15 Uhr, im Historischen Ratssaal

Anmeldung im Seniorenbüro, Tel. 621050.

Fit von Kopf bis Fuß



Am 18. Februar konnte nach langer Vorbereitungszeit das neue Kooperationsprojekt des Judosportvereins Speyer, der Beratungsstelle Demenz beim AHZ Andreas Lutz und der Physiotherapie Matthias Richter in der Judosporthalle Judomaxx in Speyer-West an den Start gehen. Dass die Beteiligten mit ihrem Bewegungsangebot für Menschen mit Gedächtnis- und Orientierungsproblemen und dem zeitgleich stattfindenden Angebot für Angehörige „ins Schwarze getroffen hatten“, zeigte sich an der erfreulich hohen Teilnehmerzahl schon zur ersten Veranstaltung.

Zwei Damen und fünf Herren im fortgeschrittenen Alter absolvierten, angeleitet von einer Physiotherapeutin und einer Übungsleiterin des Judosportvereins, Bewegungsübungen im Sitzen, Gehen und Stehen. Unterstützt wurden sie dabei von zwei ehrenamtlichen Kräften, so dass auch Teilnehmern mit Gleichgewichts-

problemen der nötige Halt gegeben werden konnte. Nach einer Ballspielerunde, bei der sich die Teilnehmer untereinander vorstellten, wurde der noch etwas ungewohnte weiche Mattenboden der Judohalle erkundet und erlaufen. Im Stuhlkreis absolvierte die Gruppe Kräftigungs- und Dehnübungen für Arme und Hände. Auch Musik kam zum Einsatz und für ausreichende Trinkpausen wurde gesorgt. Die erste Sportstunde ging mit einem gemeinsamen Bewegungslied zu Ende.

Auch für leibliches Wohl ist gesorgt

Nach der körperlichen Ertüchtigung wurde dem leiblichen Wohl Rechnung getragen. In gemütlicher Runde mit Kuchen und Getränken wurden Erinnerungen über Speyer ausgetauscht. Einige Teilnehmer kannten sich von früher oder entdeckten in Gesprächen Gemeinsamkeiten aus Jugendzeiten. Sie erzählten z.B. in welchen Gaststätten man sich regelmäßig zum Tanzen traf, oder wie die „Hauptstroß“ zwischen Altpörtel und Dom schon früher als Flaniermeile bei den jungen Leuten bekannt und beliebt war. Es wurde viel gelacht und die Mitarbeiterinnen von Judosportverein und Beratungsstelle Demenz konnten interessante Eindrücke von Speyer aus älteren Zeiten gewinnen. Das machte allen Beteiligten großen Spaß.

Die Angehörigen hatten an diesem Morgen die Möglichkeit, sich in einem anderen Raum in Ruhe kennen zu lernen und miteinander ins Gespräch zu kommen. Die Mitarbeiterin der Beratungsstelle Demenz moderierte die Gesprächsrunde und gab Auskunft bei inhaltlichen oder organisatorischen Fragestellungen, z.B. zur Pflegeversicherung. Im Anschluss daran gingen die Angehörigen mit der Physiotherapeutin in den Gymnastikraum im Judomaxx. Hier absolvierten die Teilnehmer unter fachlicher

Anleitung unterschiedliche Übungen zum Erhalt der Beweglichkeit, zur Kräftigung der Muskulatur und zur Stärkung des Rückens. Auch Entspannungsübungen kamen zum Einsatz.

Körperliche und geistige Fähigkeiten trainieren

Das Angebot „Fit von Kopf bis Fuß“ findet ab jetzt regelmäßig jeden Montagvormittag von 10 bis 12 Uhr im Judomaxx in der Butenschönstraße 8 in Speyer statt.

Es richtet sich zum einen an Menschen mit Einschränkungen des Gedächtnisses oder der Orientierung, die Lust haben, in einer Gruppe gemeinsam mit anderen Spaß zu haben, sich zu bewegen und so ihre körperlichen und geistigen Fähigkeiten zu trainieren.

Zum anderen spricht es Angehörige an, deren Situation häufig nicht leicht ist. Hier setzt „Fit von Kopf bis Fuß“ an und

ermöglicht sowohl körperliche Ertüchtigung als auch Entspannungsübungen und Erfahrungsaustausch mit anderen Betroffenen. Die Teilnahme an dieser Gruppe ist offen für Angehörige von Menschen mit Demenz, die keinen demenzerkrankten Angehörigen in der Sportgruppe haben.

Eine Kostenerstattung beider Gruppen ist gegebenenfalls über Pflege- und/oder Krankenkasse möglich.

Weitere Infos und Beratung über „Fit von Kopf bis Fuß“ bei der

Schwerpunkt Beratungs- und Koordinierungsstelle Demenz im AHZ Andreas Lutz,

Ansprechpartnerin

Anke Nader,
Bahnhofstraße 39
67346 Speyer,
Tel.: 06232/672421



Gerade im dritten Lebensabschnitt geht es darum, ein Höchstmaß an Mobilität und Sicherheit zu erhalten oder wiederherzustellen. Genau darauf sind unter anderem die Therapieangebote der Physiotherapiepraxis Matthias Richter ausgelegt. Hier erhalten Patienten eine individuelle, qualifizierte und nach den neuesten Erkenntnissen der Medizin ausgerichtete Behandlung.

Ob bei der Behandlung akuter Schmerzsymptome oder der langfristigen Rehabilitation chronischer Funktionsstörungen – das Therapiespektrum der Praxis bietet die jeweils geeignete Behandlungsform. Selbstverständlich verfügt die Praxis über die Zulassung aller gesetzlichen und privaten Krankenkassen.

klassische physiotherapeutische Leistungen



Physiofit®/ Genius Rückenkonzept



Kursprogramm im Judomaxx



Betriebliche Gesundheitsförderung



„Meine Gesundheit und Mobilität ist in guten Händen“

Physiotherapie Richter | Obere Langgasse 5 | 67346 Speyer | Telefon 062 32-77555
speyer@physiotherapie-richter.de | www.physiotherapie-richter.de



Schulungsreihe: Hilfe für demenzkranke Menschen und deren Angehörigen

Die Alzheimer Gesellschaft Rheinland-Pfalz e.V. und die Kranken- und Pflegeversicherungen bieten in Zusammenarbeit mit dem Salier-Stift Speyer, **ab dem 16.05.2013** die 4. Schulungsreihe zur Unterstützung pflegender Angehöriger und ehrenamtlicher Betreuer an.

Ziel dieses Seminars ist es, den Umgang mit Menschen, die an Demenz erkrankt sind zu erlernen, die Krankheit zu verstehen und Hilfsmittel sowie Hilfsangebote vor Ort kennen zu lernen. An fünf Nachmittagen, jeweils donnerstags von 16:00 bis 18:00 werden neben allgemeinen Informationen auch praktische Hilfsangebote vor Ort aufgezeigt.

Damit die Teilnahme am Seminar zu bewältigen ist, bietet das Salier-Stift eine

Betreuung der Angehörigen, die von der Erkrankung betroffen sind, an. Im Bedarfsfall bittet das Salier-Stift um vorhergehende Anmeldung.

Die Teilnahme ist kostenlos, da die Abrechnung mit den Kassen durch die Alzheimer Gesellschaft erfolgt. Bei privat Versicherten sollte eine vorherige Rücksprache zu der Kostenübernahme erfolgen.

Anmeldung und Information:

Am Seminarort: Salier-Stift Speyer, Renana Halisch, Obere Langgasse 5a, 67346 Speyer, Tel.: 06232-207 440

Oder:

Alzheimer Gesellschaft Rheinland-Pfalz
Barbara Pfeifer, Mundenheimerstraße 239,
67061 Ludwigshafen am Rhein;
Tel.: 0621-569860



Aufblühen im Alter

Neu im Angebot:



Essen auf Rädern



Pflege zu Hause



gerne richten wir auch Ihre privaten Feste bei Ihnen zu Hause oder in unserem gemütlichen Restaurant aus!

- Vollstationäre Pflege
- Kurzzeitpflege
- Gastronomie / Catering
- ambulante Pflege
- Essen auf Rädern

Haben Sie schon einmal über Kurzzeitpflege im Salierstift nachgedacht?

Keine Angst vor dem MDK-Besuch

Wie bereite ich mich auf die Begutachtung durch den MDK vor?

-Die Pflegestützpunkte informieren-

Jeder Versicherte, der eine Leistung der Pflegeversicherung (Pflegestufe) beantragt, wird begutachtet werden. Für die gesetzlich Pflegeversicherten übernimmt der Medizinische Dienst der Krankenversicherungen (MDK) diese Aufgabe. Er prüft, ob und in welchem Maß ein Versicherter pflegebedürftig ist.

Bei der Begutachtung von Pflegebedürftigkeit im häuslichen Umfeld oder im Pflegeheim:

- prüft der MDK das Vorliegen der gesetzlichen Voraussetzungen für Pflegebedürftigkeit gemäß dem Sozialgesetzbuch SGB XI
- empfiehlt eine Pflegestufe
- prüft, ob bei Menschen mit psychischer Erkrankung, geistiger Behinderung oder Demenzerkrankung eine Einschränkung der Alltagskompetenz vorliegt
- schlägt Maßnahmen zur Prävention und Rehabilitation vor
- gibt Empfehlungen über die Art und den Umfang von Pflegeleistungen
- formuliert Hinweise zu einem individuellen Pflegeplan

Für die Voraussetzungen einer Pflegestufe prüft der/die Gutachter/in des MDK die Hilfebedürftigkeit des Antragstellers in den Bereichen Körperpflege, Ernährung, Mobilität und hauswirtschaftlicher Versorgung. Der Gutachter ist an Richtlinien gebunden, die auch zeitliche Vorgaben für die einzelnen Verrichtungen beinhalten.

Es ist gut, auf einen Begutachtungstermin vorbereitet zu sein, um in der be-

grenzten Zeit des Gutachters auch jeden pflegestufenrelevanten Hilfebedarf anzusprechen.

Darüber hinaus ist es nicht verkehrt sich vorab die Zeit zu nehmen, um eine Art Tagesablauf zu schreiben, in dem sie alle Hilfen, Handreichungen etc., die sie benötigen bzw. für den Pflegebedürftigen tun, notieren. Manches geht in einem Kurzgespräch doch verloren oder wird z. B wegen Schamgefühlen, nicht benannt.

Wenn Sie medizinische Berichte jüngerer Datums haben, sollten Sie diese bereit legen, um den Mitarbeitern des MDK aufzuzeigen welche Erkrankungen vorliegen.

Weitere Informationen zu diesem Thema und Hilfe zur Vorbereitung auf den MDK Termin erhalten Sie bei beiden Beratungsstellen "Pflegestützpunkt" in Speyer.

Die Pflegestützpunkte sind Beratungsstellen für kranke, behinderte oder ältere Menschen. Die Mitarbeiterinnen kommen auch gerne zu Ihnen nach Hause. Die Beratung ist kostenlos.

Bei Fragen und für weitere Informationen wenden Sie sich an die Pflegestützpunkte:

Bahnhofstraße 39

67346 Speyer

Tel. 06232-672420 und 672422

Kleine Gailergasse 3

67346 Speyer

Tel. 06232-604788 und 604747

.....

Hilfe bei Depressionen

Die Depression ist weltweit eine der häufigsten psychiatrischen Erkrankungen. Obwohl depressive Menschen unter genauso vielen körperlichen Beschwerden leiden und in ihren sozialen Funktionen genauso stark beeinträchtigt sind wie Menschen mit Herzerkrankungen oder Diabetes, wird ihre Erkrankung gesellschaftlich weniger anerkannt, medizinisch diagnostiziert und behandelt.

Bei nahezu jeder ausgeprägten Depression finden sich biologische wie lebensgeschichtliche Anteile, die zur Entwicklung beigetragen haben. Die Therapie erfolgt pharmakologisch und psychotherapeutisch.

Eine Depression äußert sich in vier Bereichen des menschlichen Daseins:

- Im Fühlen: z.B. in einer tiefen Traurigkeit, in dem Mangel an Lebensfreude, an innerer Unruhe oder Versagensgefühlen.
- Im Denken: z.B. indem negative Gedanken alle positiven verdrängen. Sätze wie „Mein Leben ist nichts wert“, „ich halte das nicht mehr aus“, bis hin zu „ich möchte nicht mehr leben“ bestimmen das Denken. Manchmal gehen die Gedanken ins Wahnhafte, wie im folgenden Satz: „Ich habe Krebs, alle wissen es, niemand sagt es mir“.
- Im Antrieb, bzw. im äußeren Verhalten: Die Arbeit wird nicht mehr geschafft, man ist hektisch, muss ständig weinen, der Kontakt zu anderen Menschen ist sehr mühsam.

Im physischen Befinden: man ist müde und erschöpft, kann nicht einschlafen und nicht aufstehen, hat keinen Appetit, leidet unter Schweißausbrüchen und hat oft einen erhöhten Pulsschlag.

Wenn derartige Probleme und Beschwerden über viele Tage andauern, ohne dass zumindest tageweise eine deutliche Besserung eintritt, ist eine Depression behandlungsbedürftig.

In dieser Situation sollte der Arzt unbedingt aufgesucht werden.

Er kann erkennen, ob es sich um eine Depression handelt und eine Behandlung einleiten.

Hierfür ist eine genaue Bestimmung der Art der Depression wichtig: ist es z.B. eine leichte, mittelschwere oder schwere Episode. Die genaue ärztliche Beurteilung dieser Depressionsformen ist für die Wahl der Therapie, die Dosierung der Medikamente und der geeigneten Psychotherapie sehr wichtig. Wenn man selbst betroffen ist, oder Angehörige/ Freunde die Anzeichen einer Depression erkennen lassen, ist es hilfreich, neben der ärztlichen Behandlung, folgende Anlaufstellen zu kontaktieren:

Den sozialpsychiatrischen Dienst im Raum Speyer (Herr Tamke, Telefon 0621/5909-253), oder die Teilhabe Sprechstunde im Gemeindepsychiatrischen Zentrum, donnerstags von 14:00-16:00 Uhr, Schustergasse 7/7a, Speyer (Telefon 06232/980094).



Radiergummidruck: Anni Schmidt-Leinenweber

Altersarmut ist eine Frage der Ökonomie

Interview mit Professor Christoph Butterwegge



Zur Person

Prof. Dr. Christoph Butterwegge lehrt Politikwissenschaft an der Universität zu Köln. Er hat kürzlich das Buch »Armut im Alter« herausgegeben.

Das Thema Altersarmut wird mehr und mehr in den Medien und immer mehr in Studien genannt. Ist die Gefahr wirklich so groß in Altersarmut zu geraten?

Allerdings, denn die alarmierenden Zahlen aus dem Arbeits- und Sozialministerium sind ja nicht aus der Luft gegriffen. Alle etablierten Parteien haben mit der Riester-Reform einen Entwicklungsprozess eingeleitet und unterstützt, der mehr Seniorinnen und Senioren in Armut stürzt. Es grenzt an Zynismus, wenn diese als bloßes Zukunftsproblem abgetan wird. Denn bereits heute üben mehr als 760 000 Personen im Rentenalter einen Minijob aus. Davon sind allein beinahe 120 000 über 75 Jahre alt, die

das wohl kaum aus Langeweile machen, sondern bestimmt, um leben zu können.

Altersarmut wird häufig in Zusammenhang mit der demografischen Entwicklung genannt. Ist das eine Ursache?

Nein, es scheint bloß so. Die Entwicklung der Rente hat aber wenig mit der demografischen Entwicklung zu tun. Nur wird so getan, als handle es sich hier um ein Naturereignis: Wenn die Gesellschaft kollektiv altert, müssten die Renten sinken oder die Beiträge drastisch steigen. Das stimmt so nicht. Denn die Höhe der Rente ist keine Frage der Biologie: „Wie alt ist die Gesellschaft?“ Sondern erstens eine Frage der Ökonomie: „Wie groß ist der gesellschaftliche Reichtum zu dem Zeitpunkt, zu dem die Rente bezahlt werden muss?“ Und zweitens eine Frage der Politik: „Wie wird der vermutlich weiterhin wachsende gesellschaftliche Reichtum auf die einzelnen Schichten und Altersgruppen verteilt?“ Für alle müsste genug Geld da sein, wenn es gerecht zuginge.

Worin sehen Sie denn die Ursache für Altersarmut?

Es gibt meines Erachtens zwei Ursachenbündel, die mit dem Um- bzw. Abbau des Sozialstaates zusammenhängen: die Demontage des Rentenversicherungssystems und die Deregulierung des Arbeitsmarktes. So hat die Regierungspolitik kurz nach der Jahrtausendwende im Rahmen der mit den Namen von Walter Riester und Bert Rürup verbundenen Reformen sogenannte Dämpfungsfaktoren – besser heißen sie: Kürzungsfaktoren – in die Rentenanpassungsformel eingebaut. Dadurch wird das Rentenniveau in 30 Jahren um etwa ein Fünftel gesenkt. Wenn das geschieht, bekommt natürlich eine zunehmende Zahl von

Menschen nur noch Kleinstrenten. Es handelt sich im Grunde um Altersarmut per Gesetz. Man hat damit in erster Linie die Arbeitgeber entlastet, aber nicht darauf geachtet, dass ein Mensch nach vielen Jahren Erwerbsarbeit auch Anspruch auf eine angemessene Rente hat. Ein weiteres Hauptfallstor für Altersarmut ist der expansive Niedriglohnsektor. Genannt seien in diesem Zusammenhang nur die Lockerung des Kündigungsschutzes, die Einführung von Mini- bzw. Midijobs, die Abschaffung der Arbeitslosenhilfe sowie die Liberalisierung der Leiharbeit.

Wie kann Altersarmut verhindert werden? Ist es allein ein privates Problem, für die eigene Altersabsicherung zu sorgen?

Nein, auch wenn der Eindruck erweckt wird, aufgrund der Alterung der Gesellschaft biete die gesetzliche Rente keine Sicherheit mehr und jeder müsse privat vorsorgen. Für die Alterssicherung tragen Staat und Gesellschaft ebenfalls Verantwortung. Die kapitalgedeckte Rente ist keine Alternative zur gesetzlichen, ja nicht mal eine gute Ergänzung, weil sie vor allem Versicherungskonzernen, Banken und Finanzdienstleistern riesige Profite und Provisionen beschert. Die erschreckende Labilität der Kapitalmärkte ist uns durch die Finanzkrise seit 2008 bewusst geworden. Ausgerechnet dort Geld für das Alter anzulegen, birgt ungeahnte Risiken. Wären beispielsweise jene 50 Milliarden Euro, die Staat und Versicherte bisher in die Riester-Rente gesteckt haben, der Gesetzlichen Rentenversicherung zugeflossen, würde es ihr viel eher gelingen, die Menschen vor Altersarmut zu schützen. Nur wenn der Lebensstandard aller sozialversicherungspflichtig Beschäftigten im Ruhestand halbwegs gewahrt bleibt, kann Altersarmut verhindert werden. Dies könnte am ehesten durch Weiterentwicklung der Renten- zu einer solidarischen Bürgerversicherung ge-

schehen, in die alle einzahlen – auch Freiberufler, Selbstständige, Beamte, Abgeordnete und Minister –, in der auf alle Einkommen – auch Miet-, Pacht- und Kapitalerlöse – Beiträge entrichtet werden müssen und in der es keine oder eine sehr hohe Beitragsbemessungsgrenze gibt.

Das weitere Ausufern des Niedriglohnsektors kann man durch einen gesetzlichen Mindestlohn, der mindestens 10 Euro beträgt, verhindern. Leiharbeit, Werkverträge und Minijobs sollten erschwert oder verboten werden. Die erwähnten Dämpfungsfaktoren (Riester-Treppe, Nachhaltigkeitsfaktor und Nachholfaktor) müssen zurückgenommen werden. Dasselbe gilt für die Rente mit 67, denn auch das ist wegen höherer Abschläge eine verkappte Rentenkürzung.

Ganz herzlichen Dank für das Gespräch.

Ria Krampitz



Aktivität und Engagement Älterer im Sport

Gespräch mit Professor Sebastian Braun



Professor Dr. Sebastian Braun

Zur Person

Sebastian Braun ist als Universitätsprofessor an der Humboldt-Universität zu Berlin beschäftigt.

Im Rahmen seiner wissenschaftlichen Arbeit hat er sich unter anderen mit folgenden Themen beschäftigt:

Der Deutsche Olympische Sportbund in der Zivilgesellschaft. Eine sozialwissenschaftliche Analyse zur sportbezogenen Engagementpolitik. Wiesbaden: Springer VS, und Ehrenamtliches und freiwilliges Engagement im Sport. Sportbezogene Sonderauswertung der Freiwilligensurveys 1999, 2004 und 2009. Köln: Sportverlag Strauß.

Professor Braun, Sie haben sich in unterschiedlichen Untersuchungen auch

mit der demografischen Entwicklung und dessen Auswirkungen auf den Sport beschäftigt. Welche Ergebnisse zeigen sich dabei speziell für die Beteiligung der älteren Menschen?

Wir haben uns dieser Frage ausführlich in einer umfangreicheren Untersuchung über den Deutschen Olympischen Sportbund (DOSB) in der Zivilgesellschaft gewidmet. Dabei haben wir speziell nach den engagementpolitischen Perspektiven für ein neues Alter(n) im Sport gefragt und außerdem eine sportbezogene Sonderauswertung der Freiwilligensurveys von 1999 bis 2009 vorgenommen, die bereits dreimal im Auftrag des Bundesfamilienministeriums erhoben wurden.

Der demografische Wandel ist auch eng mit einem Strukturwandel des Alter(n)s verbunden, in zeitlicher, sachlicher, sozialer und kultureller Hinsicht. Vor diesem Hintergrund vollzieht sich auch eine Akzentverschiebung in den Debatten über bürgerschaftliches Engagement und Teilhabe älterer Menschen in Deutschland: Während lange Zeit die Sorge um eine mangelnde soziale Integration älterer Menschen im Vordergrund stand, richtet sich die Aufmerksamkeit inzwischen zunehmend auf die Leistungspotenziale älterer Menschen, auf deren gesellschaftliche „Nutzbarmachung“ und auf etwaige, daraus resultierende individuelle Vorteile für ein „erfolgreiches Altern“.

Diese Diskussionen haben in den letzten Jahrzehnten auch den vereinsorganisierten Sport erreicht und sichtbar verändert. Darauf verweisen u.a. ausgewählte Ergebnisse unserer sportbezogenen Sonderauswertung der Freiwilligensurveys von 1999 bis 2009: Zwar war und ist die Beteiligung an

sportlichen Aktivitäten speziell auch im Sportverein bis heute vor allem eine Angelegenheit der Jugend und der jungen Erwachsenen. Über den betrachteten Zehnjahreszeitraum hinweg, sind es allerdings die älteren Bevölkerungsgruppen ab 60 Jahre, die die dynamischsten Zuwächse im Sportbereich verzeichnen.

Während die Aktivitätsquoten der 60- bis 69-Jährigen von 1999 bis 2009 von rund 29% auf 40% gestiegen sind, konnten die über 70-Jährigen diese Quote von etwa 17,6% auf 33,4% sogar nahezu verdoppeln.

Mit dieser Entwicklung hat sich auch die Alterszusammensetzung der sportaktiven Bevölkerung verschoben: Während z.B. die über 70-Jährigen ihren Anteil von 6,0% auf 13,2% mehr als verdoppelt haben, sind insbesondere Rückgänge bei jenen Gruppen zu erkennen, die sich vielfach in der zeitintensiven beruflichen und familiären Etablierungsphase befinden dürften: bei den 20- bis 29-Jährigen, deren Anteil von 19,1% auf 13,7% gesunken ist, und die 30- bis 39-Jährigen, deren Aktivenquote von 22,7% auf 14,7% abgenommen hat. Zugespitzt könnte man formulieren: Der demografische Wandel entlässt seine „Kinder“ auch in den Raum des Sports.

Und genau darauf versuchen viele Sportverbände und -vereine durch ein verändertes Angebot zu reagieren, immer vorausgesetzt, der jeweils autonome Sportverein hat ein Interesse daran, neue Mitglieder zu gewinnen oder älter werdende Mitglieder auch weiterhin zu binden. Diese Angebote beziehen sich insbesondere auf Sportangebote, aber auch auf Möglichkeiten zu einem freiwilligen und ehrenamtlichen Engagement im Sportverein.

Was bedeutet das in Zahlen für das freiwillige und ehrenamtliche Engagement älterer Menschen im Sport?

Die Sonderauswertung der Freiwilligensurveys zeigt wiederum, dass der Anteil der freiwillig und ehrenamtlich Engagierten im Sportbereich in den älteren Jahrgängen seit Ende der 1990er Jahre konstant angewachsen ist. Vergleicht man exemplarisch die „Extremgruppen“ der über 70-Jährigen und der unter 19-Jährigen, dann erkennt man zwar, dass beide Gruppen im Jahr 2009 mit knapp 9% einen identischen Anteil von Engagierten im Sportbereich stellten. Bedeutsam sind in diesem Zusammenhang jedoch die Vergleichswerte aus dem Jahr 1999: Damals war der Anteil der Engagierten in der jüngsten Altersgruppe noch fast doppelt so hoch wie in der Alterstruppe „70plus“.

Interessant sind zudem weitere Detailanalysen:

Erstens haben offenbar immer „ressourcenstärkere“ Gruppen von Älteren freiwillige und ehrenamtliche Engagements aufgenommen. Beispielsweise ist der Anteil der höher Qualifizierten unter den engagierten Älteren deutlich gestiegen, was nicht alleine auf das insgesamt gestiegene Bildungsniveau der heute älteren Generationen zurückzuführen ist.

Zweitens engagiert sich im Zeitverlauf ein immer höherer Anteil der Älteren für die Zielgruppe der Älteren, also quasi zugunsten der Sport- und Bewegungsangebote der eigenen Generationen. Und drittens ist ein zunehmender Anteil der Engagierten grundsätzlich bereit, sein Engagement auszudehnen, sofern sich interessante Aufgaben und Tätigkeiten finden lassen. In diesem Kontext zeigt sich auch, dass die Engagementbereitschaft der über 60-Jährigen, die im Sportbereich aktiv waren,

sich aber nicht freiwillig engagierten, deutlich zugenommen hat.

Die skizzierten Trends zeigen sich auch, wenn man diejenigen Engagierten in den Blick nimmt, die Leitungs- oder Vorstandsfunktionen im Sportbereich übernehmen. Bezogen auf alle Funktionsträger haben im Zehnjahreszeitraum die über 70-Jährigen ihren Anteil mehr als verdoppelt (von 5,2% auf 11,6%). Bald jeder Zweite der über 70-Jährigen, die sich 2009 freiwillig und ehrenamtlich im Sportbereich engagierten, hatte eine Leitungs- oder Vorstandsfunktion inne, eine Zunahme von fast 10 Prozentpunkten seit 1999. Demgegenüber hat sich der Anteil der 30- bis 39-Jährigen in entsprechenden Funktionen im Zehnjahresvergleich deutlich verkleinert. Hatten 1999 noch fast 40% der freiwillig und ehrenamtlich Engagierten in dieser Altersgruppe eine Leitungs- oder Vorstandsfunktion inne, so lag der entsprechende Anteil im Jahr 2009 nur noch bei 23,9%.

Haben die Sportverbände auf diese altersstrukturellen Veränderungen reagiert?

Vor dem Hintergrund dieser auffälligen altersstrukturellen Veränderungen im Sport haben auch der DSB bzw. der DOSB das Thema „Ältere“ seit den 1990er Jahren immer umfangreicher aufgegriffen. Ähnlich wie in den öffentlichen Diskussionen sind auch die Dokumente der Dachverbände des deutschen Sports durch „Belastungs- und Problemperspektiven“ wie auch „Ressourcen- und Chancenperspektiven“ gekennzeichnet. Zugleich zeichnet sich im Zeitverlauf eine sukzessive Verschiebung zugunsten der „Ressourcen“ und „Chancen“ älterer Menschen im und für den vereins- und verbandsorganisierten Sport ab. Dabei

betont der DOSB heute vor allem seine „gesellschaftliche Verantwortungsrolle“ und seinen Beitrag zur Gesundheitsförderung im Prozess des „erfolgreichen Alter(n)s“ durch die Schaffung geeigneter Sport- und Bewegungsangebote für Ältere.

Retrospektiv betrachtet, ist in den 1960er Jahren allerdings kaum ein spezifischeres Interesse des DSB am Thema „Senioren“ zu erkennen; und auch in den 1970er Jahren betrachtet der DSB ältere Menschen vor allem als „Problem-“ oder „Randgruppe“ des vereinsorganisierten Sports. So existierte – trotz der sportpolitischen Initiative eines „Zweiten Weges“ und verschiedenen Einzelmaßnahmen von Mitgliedsorganisationen – bis in die 1970er Jahre hinein keine tragfähige seniorenportliche Konzeption des DSB.

Erst in den 1980er Jahren entwickelte sich ein zunehmendes Interesse an der Gruppe der Älteren, das in den 1990er Jahren sukzessive in eine Zielgruppenperspektive mündete. Diese Zielgruppenperspektive, die u.a. die Potenziale des Alter(n)s für den vereinsorganisierten Sport thematisiert, wurde vor allem im Hinblick auf die aktive Sportteilnahme von Älteren und unter dem Aspekt der Gewinnung einer bis dahin stark unterrepräsentierten Mitgliedergruppe in den Sportvereinen aufgegriffen. Verbände und Vereine sollen demnach, so die primäre Sichtweise, Strukturen schaffen, um auch Älteren die Teilnahme an Sportaktivitäten zu ermöglichen, und zwar insbesondere in Sportvereinen.

Diese lange Zeit dominante „Angebotsperspektive“ wird vor allem mit der Sportpolitischen Konzeption zum Seniorensport aus dem Jahr 1997 tendenziell um eine Sichtweise über einen „Sport der Älteren“ ergänzt. Demzufolge impliziert die Einbindung älterer Menschen auch Potenziale für die Weiterentwicklung des vereins- und verbandsorganisierten

Sports, etwa im Hinblick auf eine systematische Weiterentwicklung der Angebotsstruktur durch rehabilitative und präventive Sport- und Bewegungsangebote, die auch als ein Beitrag zum „erfolgreichen Alter(n)“ älterer Menschen betrachtet werden können.

In diesem Zusammenhang scheint das Arbeitsprogramm des DOSB für die Jahre 2011 bis 2014 eine eindeutige Richtung vorzugeben. Es knüpft explizit an gesellschaftliche „Potenzial- und Ressourcendebatten“ über ältere Menschen an und grenzt sich deutlich von früheren Sichtweisen auf Ältere im vereins- und verbandsorganisierten Sport ab. Ältere werden hier explizit als „Perspektivgruppe“ des vereins- und verbandsorganisierten Sports bezeichnet und Vorstellungen von Älteren als „Problemgruppe“ ausdrücklich zurückgewiesen.

Was bedeutet das für die Weiterentwicklung des Sports der Älteren?

Für die Weiterentwicklung des Handlungsfeldes „Sport der Älteren“ ist es aus unserer Sicht wichtig, die postulierten Potenziale der „Perspektivgruppe“ der Älteren unter mindestens drei Perspektiven differenzierter herauszuarbeiten:

Auf der Ebene des Individuums wäre zu zeigen, welche besonderen Chancen und Vorteile, aber auch welche Herausforderungen für Ältere, mit einer Beteiligung im Sportverein verbunden sind.

Auf der Ebene der Sportvereine und -verbände wäre auszdifferenzieren, welche Handlungs- und Unterstützungsbedarfe mit der

Gewinnung älterer Bevölkerungsgruppen einhergehen.

Auf der gesellschaftlichen Ebene wäre das besondere Leistungspotenzial des vereins- und verbandsorganisierten Sports im Hinblick auf die Ermöglichung von Engagement und Partizipation für ältere Menschen differenzierter darzustellen und öffentlich zu kommunizieren.

Vielen Dank dafür, dass Sie uns einen Einblick in Ihre wissenschaftliche Arbeit zum Thema gegeben und uns dadurch Argumentationshilfen zur Verfügung gestellt haben. Weiterhin viel Erfolg für Ihre Arbeit.

Ria Krampitz

Der demografische Wandel bewegt den Sport

Am Dienstag, 23. April 2013, 18 Uhr, referiert Ute Blessing-Kapelke, Stellvertretende Ressortleiterin im Ressort Chancengleichheit & Diversity „Sport der Generationen“ im Deutschen Olympischen Sportbund, zum Thema „Der demografische Wandel bewegt den Sport“.

Musikalisch wird die Veranstaltung eröffnet von Bernhard Sperrfechter, dem Leiter der Städtischen Musikschule.

Vom Fallschirmsprung hin zur Rollator-Rallye, Sport bietet im Alter nicht nur Spaß, sondern vor allem Gesundheit. Mit Sport und Bewegung kann Pflegebedürftigkeit verhindert und die Selbständigkeit bis ins höchste Alter erhalten werden. Sport wirkt besser als Tabletten.

Das Seniorenbüro will mit der Reihe „Eine neue Kultur des Alter(n)s, Visionen“ auf die Auswirkungen der demografischen Entwicklung aufmerksam machen. Alle gesellschaftlichen Bereiche sind davon betroffen. Die Veränderungen fordern uns alle. Redaktion

Smartphones

– Nutzen und Risiko für Senioren

Mit Fotokameras und Mobiltelefonen kennen sich heute schon viele Senioren gut aus. Die sogenannten Smartphones (engl. „smart“ = clever) vereinen diese und viele weitere Kleingeräte in einem.

Informieren Sie sich genauer über die neue Technik. Gerade Senioren können Ihren Alltag durch diese neue Technik angenehmer gestalten, leichter Hilfe erlangen und mit anderen schneller in Kontakt treten.



Was sind Smartphones?

Smartphones sind Handys mit auffällig großen Bildschirmen, die durch Berührung bedient werden. Sie ermöglichen den Internetzugang – wo, wann und so lange sie möchten. Damit wird das neuartige Handy zum Computer für unterwegs. Über das Internet gelangt man an sogenannte „Apps“. Diese Anwendungsprogramme können Ihren Alltag erleichtern.



„Apps“ (engl. „application“ = Applikation/Anwendung)

Jedes Smartphone beinhaltet die grundlegenden Anwendungen, wie Telefonieren, Nachrichten versenden, Fotos aufnehmen und sofort versenden, Kalenderfunktionen, aktuelle Nachrichten oder Wetterinformationen.

Daneben gibt es eine Vielzahl von Apps, kleinen Programmen, wie Spiele, Wanderkarten, Navigation oder Informationen über Medikamente, etc..

Die Apps werden teilweise kostenlos in einer Art „Markt“ angeboten. Damit kann jeder sein Smartphone nach Belieben individuell ausstatten.

Mit Ihren persönlichen Apps können Sie zum Beispiel:

- sich beim Warten mit Mini-Spielen die Zeit vertreiben
- Ihre Tageszeitung mit der Lupe lesen oder die Tagesschau verfolgen
- sich im Urlaub mit einem virtuellen Reiseführer die schönsten Orte in einer fremden Stadt ansehen und sich direkt alle kulturellen Hintergründe dazu liefern lassen
- innerhalb eines Museums beliebige Informationen zu einzelnen Bildern abrufen, wie z.B. die Biografie des jeweiligen Künstlers
- in Notsituationen vereinfacht einen Notruf per Knopfdruck absetzen
- auf Wandertouren die nächste Berghütte orten oder auch neue Routen planen
- und, und, und

Apps speziell für Senioren?

Das Angebot der Apps wächst täglich, insbesondere für die steigende Zahl der älteren Smartphone-Besitzer. Hier ein paar Beispiele, die besonders für Senioren interessant sind.

"Hugos Lupe Lesehilfe"



- Lupenfunktion als Lesehilfe
- stufenweise Vergrößerung der Schrift

"Arznei Aktuell"



- aktuelle Datenbanken von Medikamenten
- Dosieranleitungen und Wirkstoffe
- Krankheitssuche
- Neuerscheinungen

„ICE Notfalldaten“



- Versicherungsinformationen
- Ihre Ärzte inkl. Nummer
- Notfallkontakte anrufen (direkt aus der App)
- Allergien

"Rezepte Chefkoch.de"



- Rezepte
- Mengenangaben
- Erfahrungsberichte
- Bilder

Internet = Risiko?

Das Internet auf dem Smartphone bietet für Senioren unglaublich viele Möglichkeiten – birgt aber auch Risiken.

Mit der Verbindung zum Internet ist mit einem Smartphone beinahe alles möglich, was Sie auch an Ihrem heimischen Computer machen können. Ob Recherche über Informationsportale, Kommunikation via Emails oder Online-Banking – dies ist auch unterwegs oder im Sommer bequem von Ihrer Gartenliege aus möglich.

Genau hier können allerdings ähnliche Sicherheitslücken entstehen, wie bei Ihrem Computer.



Mit den folgenden Tipps sind Sie gegen gängige Risiken bei der Nutzung Ihres Smartphones gewappnet.

Gefahr	Abhilfe
Direkter Zugriff auf persönliche Daten	Einrichten einer Tastensperre (Zahlen-Code oder optisches Muster)
Schutz der SIM-Karte	Sichere PIN merken und geheim halten
Spionage- oder Schadsoftware	Anti-Virenprogramme installieren – bestenfalls verknüpft mit der PC-Software
Missbrauch von Passwörtern	Keine Listen von Kennwörtern oder der PIN auf dem Handy speichern
Unbefugter Zugriff über öffentlichen WLAN-Hotspot	Deaktivieren aller inaktiven Drahtlosverbindungen
Kostenlose Apps	AGB genau lesen – kostenloser Download oft mit Zustimmung zum Datenausspähen verbunden – im Zweifel die kostenpflichtige App wählen
Abo-Fallen bei Werbeanzeigen	Keine persönlichen Daten eintragen, wenn Sie nicht wissen wozu diese verwendet werden – hier lauern Vertragsfallen – bei Unklarheit das laufende Programm einfach beenden
Ungewolltes Erstellen von Bewegungsprofilen	Deaktivieren Sie Ihre GPS-Ortung nur, wenn Sie sie benötigen

Fazit

Ein Smartphone ist kein muss kann aber den Alltag erleichtern.
 Wägen Sie Ihren persönlichen Nutzen und die Risiken, die bei der Nutzung des Smartphones bestehen genau ab.
 Der gutinformierte Nutzer hat viele Vorteile und kann die Risiken minimieren.
 Deshalb bleiben Sie bei Sicherheits- und Technikfragen interessiert und offen. So steht Ihrem Vergnügen mit Ihrem Smartphone nichts mehr im Weg und sie sind stets aktiv dabei!

Weitere Informationen, unter anderem zur Smartphone-Sicherheit – und Bedienung, den neuesten Apps oder Kaufberatungen, finden Sie unter den aufgeführten Internetadressen und in den gleichnamigen Zeitschriften.

- <http://www.chip.de/>
- <http://www.heise.de/>
- <http://www.computerbild.de/>
- <http://www.androidmag.de/>

Andris Rodewald und
 Melissa Spothelfer

**PHYSIOTHERAPIE
 IN SPEYER**

KRANKENGYMNASTIK MASSAGE

Wir machen gerne auch
HAUSBESUCHE

Schustergasse 6, am Königsplatz
 Telefon: 06232 - 290303

MÜLLER·FREY



Quelle

„Polizeiliche Kriminalprävention der Länder und des Bundes“ oder
„www.polizei-beratung.de“

Gesellschaftliche Veränderungen mitgestalten
Einer hilft dem andern
2013 wird das Seniorenbüro 20 Jahre alt

Geschichte mit Humor vermischt

Ferdinand Schlickel zieht sich aus Redaktionsteam zurück



Ein Mann der ersten Stunde geht von Bord. Er war von Beginn an aktiv dabei und an der inhaltlichen Ausgestaltung der Seniorenbüro- Broschüre „aktiv dabei“ maßgeblich beteiligt: Ferdinand Schlickel, den meisten älteren Speyerer Katholiken noch bestens bekannt als langjähriger Chefredakteur der Bistumszeitung „Der Pilger“, kam 1992 der Bitte von Ria Krampitz zur Mitarbeit am vierteljährlich erscheinenden Senioren-Infoheft gerne nach.

Fast zwei Jahrzehnte lang trugen sämtliche „aktiv dabei“-Ausgaben die Handschrift des erfahrenen Speyerer Journalisten, Autors und Historikers. Aus gesundheitlichen Gründen hat sich Schlickel im Laufe des vergangenen Jahres zu unser aller Bedauern aus dem Redaktionsteam zurückziehen müssen.

In den 17 Jahren seiner redaktionellen Mitarbeit an „aktiv dabei“ hat der von seinen Journalistenstammtisch-Freunden liebevoll „Ferd'nand“ genannte Redakteur drei neue Layouts mit entwickelt, immer großen Wert gelegt auf Qualität und vor allem auch darauf, dass nicht nur ernsthafte Artikel ins Blatt kommen. Durch humorvolle Beiträge sollen Informationen und Berichte aufgelockert werden, sprach sich der Vollblutjournalist immer wieder mit Erfolg gegen zu trockene Ausgaben aus. Er steuerte selbst aus seinem reichen Fundus spaßvolle Anekdoten und stets salonfähige Bilderwitze bei. Erwähnt seien die Dialektglossen, die er 10 Jahr all wöchentlich im „Wochenblatt“ schrieb.

Daneben zeichnete sich der Medienexperte und Historiker durch Interviews, etwa von Bürgermeister Hanspeter Brohm und Universitätsprofessor Dr. Carl Böhret, zu altenrelevanten Themen und unter anderem mit einer ausführlichen Serie zur Salierzeit aus. Der Historiker hatte im Laufe des Jahres 1999 als Mitarbeiter der Tageszeitung „Die Rheinpfalz“ in einer Serie unter dem Thema „Von den Saliern bis heute“ eintausend Jahre Stadtgeschichte vorgestellt. Die Rückschau von einer Jahrtausendwende zur nächsten ist dann im Jahr 2000 im Hermann G. Klein Verlag mit dem Titel „Von den Saliern bis heute“ erschienen.

„Ich wollte eigentlich gar nicht mitmachen“, erinnert sich der 89-Jährige an die Anfrage von Seniorenbüro-Chefin Ria Krampitz, der er jedoch keinen Korb geben wollte. Schlickel, 1985 aus der „Pilger“-Redaktion ausgeschieden, war zunächst lange Zeit einziger Mitarbeiter der Seniorenzeitschrift. Seinen ersten Artikel für „aktiv dabei“ schrieb der Redakteur i.R. über die Gründungsver-

sammlung in der Postvilla. In den ersten „aktiv dabei“-Nummern klärte der Journalist unter anderem über den Unterschied von Seniorenbüro und Seniorenbeirat auf, da es nicht wenige Speyerer gibt, die glauben, der Beirat gehöre zum Seniorenbüro.

Themen zur Stadtgeschichte lagen dem leidenschaftlichen Historiker stets besonders am Herzen. Die beiden deckenhoch mit Büchern prall gefüllten Regalwände sprechen Bände: „Ferdinand Schlickel war stets ein großer Freund des geschriebenen Wortes.“

Seniorenbüro-Leiterin Ria Krampitz und die Redaktionskollegen Dr. Walter Alt und Werner Schilling hoffen, dass der 89-Jährige in seinem schönen Häuschen in Speyer-Nord noch einige Jährchen an der Seite seiner Frau Anni leben darf.

Werner Schilling



Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag, Vati, und hier schenk ich Dir einen Duden, damit Du nicht mehr soviel Fehler in meinen Hausaufgaben machst.“

Alles was Freude macht



Das Foto zeigt einen Ausschnitt des regelmäßigen Angebotes „**Alles was Freude macht**“. Diese Veranstaltung findet jeden 4. Dienstag im Monat um 15 Uhr im AWO-Seniorenhaus Burgfeld, Burgstraße 34-36 statt. Dazu sind alle Bürger aus Speyer herzlich willkommen. In fröhlicher Runde wird gesungen, gebastelt, gebacken, gespielt (Karten und Gesellschaftsspiele), eben all' das gemacht, was Freude bereitet.

Diese und andere Begegnungen ermöglichen es den Bewohnern des Seniorenhauses den Kontakt zu ihrer Heimatstadt und früheren Bekannten zu erhalten.

Der Nachbarschaftsverein der GBS arbeitet eng mit dem Träger des Seniorenhauses Burgfeld, der AWO Pfalz zusammen, um das Leben im Quartier Speyer-West zu beleben und zu bereichern. Die GBS nimmt damit ihre soziale Verantwortung wahr.

Frau Hille-Jacoby

Vor Tricks wird gewarnt

Zentrum polizeiliche Prävention bildet Senioren zu Beratern aus

Speyer. „Wer kriminelle Tricks kennt, kann sich schützen!“, lautete das Motto eines Seminars für Senioren.

Die vorbeugende Kriminalitätsbekämpfung gehört zu den wichtigsten polizeilichen und gesamtgesellschaftlichen Aufgaben. Sie umfasst alle staatlichen und privaten Bemühungen, die darauf hinzielen, die Zahl der strafbaren Handlungen zu verringern. Im Zentrum Polizeiliche Prävention (ZPP) in der Ludwigshafener Bismarckstraße steuern die Mitarbeiter breit angelegte Aufklärungskampagnen in Kooperation mit Behörden, Schulen, Vereinen und Verbänden um eine Verhaltensänderung potenzieller Opfer, eine Reduzierung kriminalitätsbegünstigender Faktoren und eine Stärkung des subjektiven Sicherheitsgefühls zu erreichen.

Um für dieses Bestreben Multiplikatoren zu bekommen, werden Seminare veranstaltet, wie jetzt das zweitägige Sicherheitstraining für Senioren im Historischen Rathaus in Speyer. Acht Frauen und zehn Männern, zum Seminar von Oberbürgermeister Hansjörg Eger begrüßt, vermittelte ZPP-Mitarbeiter Walter Zöllner Einblicke in kriminelle Machenschaften und konkrete Hilfen zur Vorbeugung. Die beiden Oberkommissare Emine Etyemez und Matthias Michel, bei der Polizeiinspektion Speyer für Verkehrssicherheit von Kindern und Senioren verantwortlich, assistierten Zöllner bei den Themen rund ums richtige Verhalten im Straßenverkehr.

Die Einschätzung der Bedrohung durch Kriminalität steht bei älteren Menschen oft in keinem Verhältnis zur tatsächlichen Bedrohung. Andererseits laufen ältere

Menschen durch ihre wenig auf Prävention ausgerichtete Verhaltens- und Lebensweisen eher Gefahr Opfer spezialisierter Krimineller zu werden.

Sicherheitsberater für Senioren machen sich die Steigerung der Sicherheit bei sich selbst und bei älteren Mitbürgern zur Aufgabe. Als Frauen und Männer der gleichen Altersgruppe wollen sie helfen, das Selbstbewusstsein der Senioren zu stärken, das Vertrauen in Institutionen zu erhalten und Schwellenängste zur Polizei abzubauen, erläuterte Zöllner.

Wie durch technische Hilfen an der Haustür die eigene Wohnung geschützt werden kann, dass man bei dubiosen Anrufen, Emails oder Briefen Verdacht schöpfen soll, um sich vor Abzockern, Trickdieben und Betrügern zu schützen.

Bei Einkäufen oder Spaziergängen müssen Senioren auf ihre Handtasche aufpassen. Was zu tun ist, wenn man trotz aller Vorsicht Opfer einer Straftat wurde, lernten die Seminarteilnehmer ebenso.

Die Senioren lernen zudem polizeiliche Ansprechpartner, sicherheitsrelevante Verhaltenstipps und Informationsmaterial zur polizeilichen Beratung kennen. Die Sicherheitsberaterinnen und Sicherheitsberater für Senioren geben das erworbene Wissen weiter, weisen in ihrem Freundes- und Bekanntenkreis auf Sicherheitslücken hin, beraten im Hinblick auf reale Gefahren des Alltags und unterstützen als ehrenamtlich Beauftragte ihrer Gebietskörperschaft und in Absprache mit dem ZPP Vereine und Institutionen. Die neuen Berater sollen ihr nun erworbenes Wissen noch bei Fortbildungen vertiefen.

Werner Schilling

Aus der Geschichte der Medizin XIV

Das 19. Jahrhundert hatte einen der größten und wichtigsten Fortschritte zu einer fortschrittlichen Heilkunde gemacht. Man hatte die Ursachen der Infektion entdeckt (s. aktiv dabei, 1-3/2012, 1/2013). Ärzte und Forscher wie Ignaz Semmelweis in Österreich-Ungarn, Louis Pasteur in Frankreich und Joseph Lister in England hatten die Weichen zu einer Medizin gestellt, in der Infektionen immer seltener wurden. Ein weiterer und wahrscheinlich auch der wichtigste Pionier im Kampf gegen die Mikroorganismen, die lebensgefährliche Infektionen hervorriefen, war der bescheidene deutsche Landarzt Robert Koch, der bald zu einem weltbekannten Forscher werden sollte.

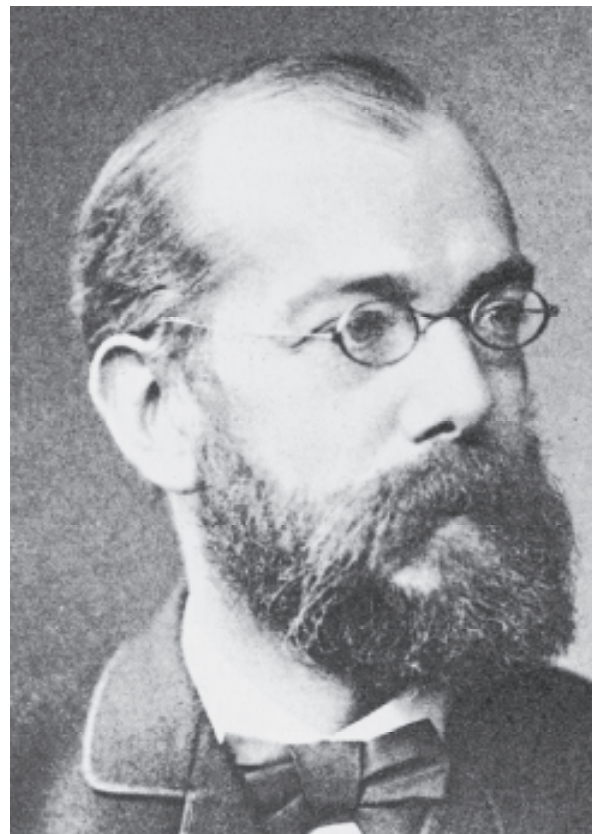
Robert Koch (1843-1910)

Robert Koch wurde 1843 in Clausthal-Zellerfeld als Sohn eines Bergamtsleiters in der vom Bergbau geprägten Gegend des Harzes geboren. Robert war das dritte von insgesamt dreizehn Kindern. Es ist überliefert, dass er als Vierjähriger das Lesen und Schreiben lernte, als er seinen älteren Geschwistern bei den Hausaufgaben zuschaute. Bereits mit sieben Jahren konnte er in das Humanistische Gymnasium Clausthal aufgenommen werden.

Robert Kochs Großvater mütterlicherseits besaß bereits damals ein Mikroskop und beschäftigte sich schon um die Jahrhundertmitte mit der Fotografie, die erst um 1830 von Niepce und Daguerre in Frankreich entwickelt worden war. Der eifrig mikroskopierende und fotografierende Großvater führte bereits früh den jungen Enkel Robert in diese damals hochfortschrittlichen Verfahren ein.

1862 begann Robert Koch das Studium der Philologie in Göttingen, wechselte aber bereits nach einem Semester zur Medizin. Er hörte Anatomie bei Jakob Henle und Physiologie bei Georg Messner. Später war Koch vorübergehend auch Student bei dem berühmten Pathologen Rudolf Virchow.

1866 schloß Koch das Studium mit dem Staatsexamen ab und promovierte zum Doktor der Medizin, begann seine ärztliche Tätigkeit im Allgemeinen Krankenhaus Hamburg, in Langenhagen bei Hannover und schließlich als Landarzt in der Mark Brandenburg und im damaligen Westpreußen.



Im Krieg 1870/71 meldete er sich freiwillig zum Dienst an den Verletzten in den Feldlazaretten und behandelte in den Militärspitälern die an Cholera erkrankten Soldaten.

In Wollstein bei Posen (Westpreußen) wurde er Amtsarzt mit parallel laufender Landarztpraxis. Dort drängte sich ihm – gewissermaßen aus zwingender Notwendigkeit in Folge äußerer Umstände – auch wissenschaftliches Arbeiten auf dem Gebiet der damals noch in den Anfängen steckenden Bakteriologie auf: In Westpreußen – wie fast in allen von Ackerbau und Viehzucht geprägten Gebieten Europas – grassierte unter den Viehherden und in den Ställen der Milzbrand, eine Tierseuche, die auch auf den Menschen übertragbar ist.

Der Milzbrand (Anthrax)

Die ansteckende Krankheit, die auch Anthrax genannt wird, befällt unter den Säugetieren besonders die Paarhufer, also Rinder, Schafe, Ziegen, Schweine, aber auch Wildtiere wie Hirsche und Rehe. Auch Nagetiere können am Milzbrand erkranken, was sich für Robert Kochs spätere Forschungen als günstig erwies, da ihm Mäuse und Kaninchen als Versuchstiere dienen mussten. Ihren Namen hat die Krankheit von der starken Anschwellung, schwarzroten Verfärbung und zerfließlichen Erweichung der Milz der erkrankten Tiere.

Man unterscheidet den Milzbrand der Haut, der Lunge oder des Darmes – entsprechend den Anfangssymptomen. Beim Menschen wie beim Tier endete die Krankheit damals meistens tödlich. Die stäbchenförmigen Erreger können bei für sie ungünstigen Bedingungen (z.B. Temperaturabfall oder Austrocknung) in eine Dauerform – die sogenannten Sporen – übergehen, die die Überlebensfähigkeit des Erregers aufrechterhalten. So kann es sein, dass das Erdreich an einem Ort, wo man einst ein an Milzbrand verendetes Rind verscharrt hatte, noch lebens- und generierungsfähige Milzbrandsporen aufweist. Die Spo-

ren können noch nach Jahren, sogar nach Jahrzehnten bei Tieren oder Menschen, die damit in Kontakt kommen, eine manifeste, potentiell sogar tödliche Milzbranderkrankung hervorrufen. Milzbrandsporen bleiben sogar in Lederwaren, die aus den Häuten milzbrandkranker Tiere gegerbt worden sind, lebens- und infekionsfähig.

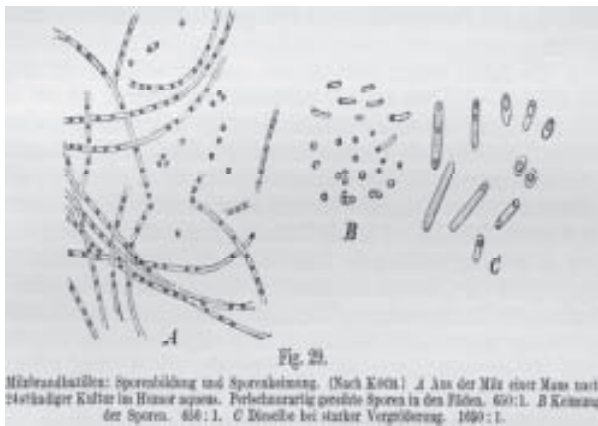
Wie bereits erwähnt, führt ein unbehandelter Milzbrand (Anthrax) beim Menschen meistens zum Tod. Anthraxerreger oder Anthraxsporen sind oft Bestandteile bakteriologischer Kampfstoffe der ABC-Kriegsführung. In manchen Kampfmittellarsenalen lagern immer noch Vorräte dieser teuflischen biologischen Substanzen. 1932 wurde Anthrax im Mandschureikrieg eingesetzt. 1979 ereignete sich ein schwerwiegender Unfall bei Swerdlowsk, als Anthraxbestände der Roten Armee vorübergehend außer Kontrolle geraten waren.

Robert Koch und der Milzbrand

In Westpreußen und in der Umgebung von Posen, also auch im beschaulichen Wollstein, wohin Koch 1872 als Amts- und Landarzt geraten war, herrschte der Milzbrand in den Viehherden und forderte Opfer unter den Rindern und Schafen. Auch Menschen, hauptsächlich Landwirte, Stallknechte, Melker, Schäfer, Abdecker und Gerber waren gefährdet. Manche Tierärzte erschienen mitunter erst gar nicht, um Milzbrandfälle zu behandeln, da man ohnehin nicht viel machen konnte und die Infektionsgefahr für sie zu groß war.

Der Amtsarzt Dr. Robert Koch war also gefordert! Und er scheute wirklich keine Gefahr und Mühe. Außer der Isolierung der Gesunden von den Kranken – sowohl Mensch als auch Tier – musste noch mehr, musste etwas weit Wirkungsvolleres geschehen. Koch wusste: die grundlegende Ursache, der Milzbranderreger musste gefunden und genauestens untersucht wer-

den, um eine Behandlung zu finden. Die Fachliteratur gab Robert Koch bereits Hinweise. Er kannte Alois Pollenders Abhandlung von 1855 „Mikroskopische und mikrochemische Untersuchung des Milzbrandblutes“. Ferdinand Julius Cohn hatte 1872 in seiner Abhandlung „Untersuchungen über Bakterien“ wie auch schon Pollender die Sporen als Dauerform beschrieben. Beide halfen Robert Koch, den ein ungewöhnlich folgerichtiges, scharfes und konkretes Denken auszeichnete, den richtigen Weg zu seinen epochemachenden Erkenntnissen zu finden.



Koch, der dank seines Großvaters von Jugend an die Mikroskoptechnik beherrschte, brachte Blut und Gewebepartikel von Tieren, die an Anthrax gestorben waren, unter das Objektiv seines Mikroskops. Im Gesichtsfeld entdeckte er zwischen Blutkörperchen und Zellüberresten große Mengen von kleinsten stäbchenförmigen Gebilden, welche er sofort als Mikroorganismen und als die Erreger des Milzbrandes ansah. Koch benützte in der Folgezeit seines Forschens vorwiegend den Ausdruck „Bazillen“ für die von ihm im Mikroskop erkannten Stäbchen. Sowohl das Wort „Bazillen“ als auch das heutzutage gebräuchlichere „Bakterien“ kann mit „Stäbchen“ übersetzt werden.

Waren nun die von Koch gesehenen Bazillen wirklich die Ursache des Milzbrandes? Oder handelte es sich bei dem Ge-

sehenen um ganz andere, sekundär nach dem Tod des Tieres in dessen Körper eingetretene Mikroorganismen? Koch hatte eine geniale Idee. Er injizierte bazillenhaltiges Blut, das er einem am Milzbrand gestorbenen Weidetier entnommen hatte, einem anderen Tier, einer kleinen weißen Maus. Nach einem Tag erkrankte die Maus mit den Symptomen des Milzbrandes und starb. Bei der Obduktion fand Koch im Blut und in den Organen der Maus die bewussten, von ihm als Milzbranderreger angesehenen Bazillen. Das Blut der verstorbenen Maus impfte er einer zweiten ein. Gleichermaßen verfuhr er mit einem dritten und einem vierten Versuchstier. Alle Versuchstiere starben eindeutig am Milzbrand.

1867 schrieb er: „Die Tatsache, dass vierundzwanzig Stunden nach der Impfung mit dem kleinsten Tröpfchen Milzbrandblut der Tod eintritt und fast sämtliche Kapillaren mit erstaunlichen Mengen Bazillen ausgefüllt sind, ist doch so einfach, dass es eigentlich keines weiteren Kommentares mehr bedarf.“

Schließlich gelang es Koch, die Milzbrandbazillen außerhalb eines lebendigen Wirtsorganismus in einer eiweißhaltigen Flüssigkeit am Leben zu halten. Er benützte hierfür das Kammerwasser eines Ochsenauges im sogenannten „hängenden Tropfen“ an einem Objektträger direkt am Mikroskop. Wenn er Blut des letzten aus der Kette der mit Milzbrand geimpften Tiere in diese Nährflüssigkeit brachte, vermehrten sich die Bazillen durch Zellteilung und bildeten eine nur aus Milzbrandbazillen bestehende Reinkultur. Wenn er eine winzige Menge Material aus dieser entnahm und einem Versuchstier injizierte, erkrankte dieses ebenfalls an einem eindeutigen Milzbrand. Im Blut und Kapillarsystem des Tieres erkannte Koch dann unter seinem Mikroskop die typischen Milzbrandstäbchen.

Dies war der sichere Beweis, dass die Stäbchen, die er vor sich hatte, den Milzbrand hervorriefen und dass die Krankheit ansteckend war. Diese übergenaue Arbeitsweise machte Kochs Forschungsergebnisse, die er auch fotografisch festhielt, unwiderlegbar. Unter das Objektiv des Mikroskops gebrachte Bazillen waren, da es ihnen an Farbe und Kontrast mangelte, meistens nur schemenhaft zu sehen. Mit den Farbstoffen der gerade im Entstehen begriffenen deutschen Chemie- und Farbenindustrie behandelt, waren sie unter dem Mikroskop besser zu erkennen.

Schon als Junge hatte Koch von seinem Großvater die damalige Fototechnik erlernt, die er nun auch am Mikroskop in Gestalt erstaunlich guter Mikrofotografien in die Praxis umsetzte.

Während seiner Wollsteiner Zeit zwischen 1872 und 1880 hatte Robert Koch mit seinem Verfahren der Weiterimpfung der Erreger vom Erkrankten auf Versuchstiere, von Versuchstier zu Versuchstier und schließlich als Reinkultur auf Nährböden und von dort wieder zurück auf ein Versuchstier den Grundstein zu einer fortschrittlichen und beweiskräftigen Bakteriologie gelegt. Da flüssige Nährböden jedoch schlecht zu handhaben waren, stellte er später in Berlin aus Algenabkochungen die feste Substanz Agar-Agar als Nährboden her.

Koch besuchte Ferdinand Julius Cohn in Breslau, dem er seine Forschungsergebnisse vortrug. Cohn erkannte sofort, dass hier die genialen Methoden eines Einzelnen unerhörte Resultate an den Tag ge-

bracht hatten. Cohn gab diese Neuigkeiten an seinen Freund, den Pathologen Professor Cohnheim weiter, der ebenfalls sofort sah, dass Robert Koch eine sensationelle Entdeckung gemacht hatte.

Tuberkulose

Robert Koch war ein unglaublich fleißiger Arbeiter. Er muss in Wollstein unablässig in seiner Landarztpraxis die Alltagskrankheiten wie Schnupfen, Hexenschuß, Gallenkoliken, Bauchgrimmen und dergleichen behandelt, als Amtsarzt Gutachten und Atteste ausgestellt und nebenbei noch in einem Hinterzimmer seine epochalen Forschungen betrieben haben. In einem engen Raum, den er mit einfachsten Mitteln als bakteriologisches Forschungslabor eingerichtet hatte, standen sein Mikroskop, Reagenzgläser und Glasschalen mit Bakterienkulturen und Käfige mit weißen Mäusen und anderen Versuchstieren eng auf eng.

Noch in Wollstein widmet er sich den Wundinfektionen, den Erregern des Wundbrandes und den Eiterungen. Er identifizierte und isolierte auch die Eitererreger in der bei seinen Milzbrandforschungen bewährten Weise.

1880 wurde Koch, mehr im Verlauf seiner normalen Beamtenlaufbahn als wegen seiner bis jetzt sehr zurückhaltend öffentlich gemachten Forschungsergebnisse, zum Regierungsrat befördert und nach Berlin versetzt.

In seiner neuen Amtsstellung und weisungsbefugt im Kaiserlichen Gesundheitsamt erhielt Koch bald genügend Mitarbeiter und Mittel, um seine bakteriologischen Forschungen noch intensiver zu betreiben. Zwei Militärärzte, Dr. Friedrich Löffler und Dr. Georg Gaffky wurden ihm als Assistenten zugeteilt. Beide ergänzten Kochs Arbeit

hervorragend und wurden später selbst zu bedeutenden Bakteriologen.

Mit seinen bewährten Methoden wollte Koch jetzt gegen eine andere verheerende Krankheit vorgehen, die im 19. Jahrhundert unzählige Opfer forderte – die Tuberkulose.

In der damaligen Zeit wurden in Europa 20 % aller Todesfälle durch Tuberkulose hervorgerufen, jeder siebte Tote in Deutschland war an der gefürchteten Krankheit gestorben.

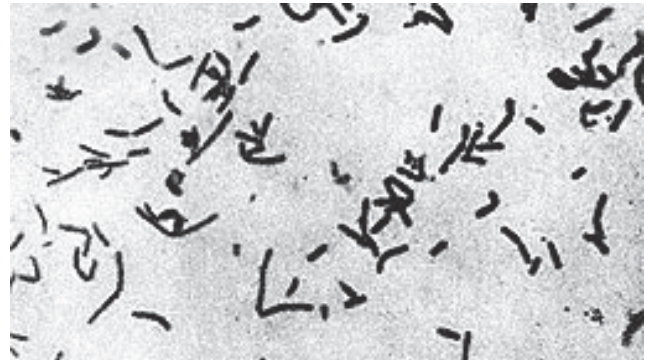
Besonders oft fielen junge Leute der Krankheit zum Opfer. Der Verlauf war meistens schleichend, aber auch manchmal „galoppierend“. Nach vagen Symptomen kam es dann meistens in der Lunge zur Bildung von Knötchen (Tuberkeln) oder zum Absterben ganzer Lungenregionen, woraus Hohlräume (Kavernen) resultierten. Bei starkem Kräfteverfall und Abmagerung sprach man auch von Schwindsucht. Es kam aber auch vor, dass Menschen Jahre- bis jahrzehntelang an der hauptsächlich die Lunge betreffenden Krankheit litten. In einer späteren Ausgabe von aktiv dabei soll speziell auf diese vielfältige Krankheit eingegangen werden.

Auf der Jagd nach einem Phantom

Die Ursache der Tuberkulose war im 19. Jahrhundert völlig unbekannt: Veranlagung, Vererbung, üble Luft, falsche Nahrung, verdorbenes Wasser – alles Mögliche wurde verdächtigt. Auch an Bakterien dachten einige. Ein Erreger war aber noch nie gesehen worden.

Robert Koch vermutete, dass die Tuberkulose eine ansteckende Krankheit sei und durch Bazillen hervorgerufen werde. Er musste also den unbekanntem Erreger mit Hilfe der von ihm entdeckten Methode, die er unter dem Titel „Zur Untersuchung von pathogenen Organismen“ veröffentlicht hatte, suchen: Zuerst musste aus den Körpern von Erkrankten Gewebe, Blut oder Sekret, das den imaginären Erreger enthalten könnte, gewonnen und auf gesunde Versuchstiere übertragen werden. Er entnahm Proben aus den Tuberkeln und auch vom Kaverneninhalte

von Menschen, die an Tuberkulose verstorben waren, aber auch von Kühen, die an der sogenannten Perlsucht erkrankt waren. Die Perlsucht – so fand er heraus – war eine Sonderform der Tuberkulose bei Rindern. Die Versuchstiere, welchen er das Blut und Gewebematerial dann einimpfte, erkrankten eindeutig an Tuberkulose.



Originalfotografie von Robert Koch:
Erreger der Tuberkulose

Auch ein neues mikroskopisches Färbeverfahren mit Methylenblau und Vesuvin half, den Tuberkuloseerreger zu identifizieren. Mit einiger Mühe gelang es Koch, den Erreger von den erkrankten Versuchstieren auf besondere Nährböden zu impfen und Reinkulturen zu erzeugen. Material aus den Reinkulturen, gesunden Tieren injiziert, ließ diese ausnahmslos an Tuberkulose erkranken. Der Erreger der Tuberkulose, der später den wissenschaftlichen Namen *Mycobacterium tuberculosis* erhielt, war entdeckt!

1882 erscheint Kochs Abhandlung „Die Ätiologie der Tuberkulose“ in der Berliner klinischen Wochenschrift, am 24. März 1882 hält er im Hygienischen Institut der Friedrich-Wilhelm-Universität in Berlin einen Vortrag zum gleichen Thema. Die wissenschaftliche Welt, die Ärzteschaft und die Patienten horchten auf. Die Sensation war perfekt!

1881 begegnet Koch auf dem Internationalen Medizinischen Kongress in London dem hochangesehenen Louis Pasteur, der von den Bakterienreinkulturen Kochs begeistert ist. Eine andere Koryphäe der Medizin, Ru-

dolf Virchow, war nicht so schnell zu begeistern, er sprach Zeit seines Lebens nur von „sogenannten Tuberkelbazillen“.

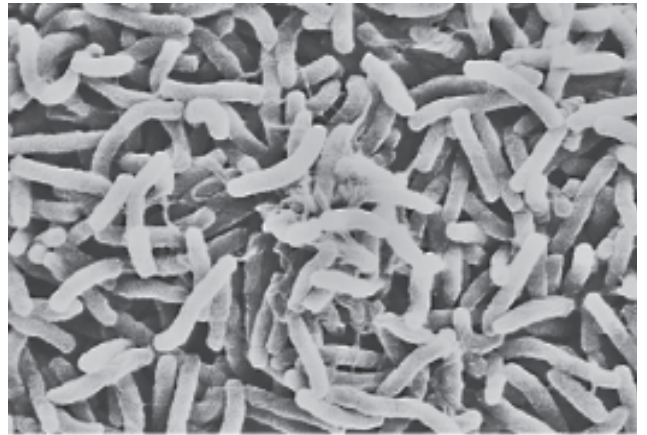
Koch entwickelte das Tuberkulin, das er im Jahr 1890 auf dem 10. Internationalen Medizinischen Kongress in Berlin - mit aller Zurückhaltung, die dem vorsichtigen Forscher eigen war - als Heilmittel gegen die Tuberkulose vorstellte. Die Tuberkulosekranken aus aller Welt strömten nach Berlin und erwarteten Heilung. Die Berliner Hotels sollen damals von tuberkulosekranken Gästen überfüllt gewesen sein.

Aber der vorsichtige, gewissenhafte Robert Koch hatte sich geirrt! Tuberkulin wirkte nicht gegen eine manifeste Tuberkulose. Wie wir heute wissen, ist das Mittel lediglich bei der Diagnose dieser Krankheit von großem Nutzen.

Weltreisender in Sachen Bakteriologie



Der Forscherdrang Robert Kochs blieb ungebrochen. In Ägypten war 1883 eine schwere Choleraepidemie ausgebrochen. Louis Pasteur schickt seine besten Mitarbeiter dorthin, aus Deutschland reist Robert Koch mit seinem Team an. Koch kann den Erreger entdecken, den er wegen seiner Form Komma-Bazillus nennt.



Cholera-bakterien

Später weilt er in Indien gleichfalls wegen der Cholera und auch wegen der dort erneut ausgebrochenen Pest.

Koch entdeckt in Nordafrika den Erreger der Amöbenruhr. Später reist er nach Südafrika, wo eine verheerende Viehseuche, die Rinderpest, ausgebrochen ist.

Die größten Leistungen von Robert Koch sind die Entwicklung einer ausgefeilten bakteriologischen Methodik, seine Forschungen über den Milzbrand und die Entdeckung der Erreger von Tuberkulose und Cholera.

Im Jahr 1905 erhielt Robert Koch den Nobelpreis für Medizin. Er starb 1910 in Baden-Baden an einer Herzkrankheit.

(Fortsetzung folgt)

Dr.med. Walter Alt

Es ist nicht genug, zu wissen,
man muss auch anwenden;
es ist nicht genug, zu wollen,
man muss auch tun

Goethe

Fremde ganz nah

Wenn Sie niemals stationär krank waren, können Sie jetzt nicht mitreden.

Wir anderen kennen das: da gibt es Gemeinschaften auf Zeit, die ungeplant von heute auf morgen entstehen, auf die man kaum einen Einfluss hat, die man sich nicht aussucht. Auf der Straße würde man ganz sicher aneinander vorbeilaufen, denn vordergründig verbindet uns nichts. Wir haben unterschiedliche Interessen, kommen aus verschiedenen Lebensumständen. Trotzdem finden wir gar nichts dabei, uns ganz ungeniert vor diesen Fremden in Nachthemd, Schlafanzug oder Po-freiem Klinik-Hemdchen zu präsentieren.

Sie haben gemerkt, es geht ums Krankenhaus. Da werden wir am Aufnahmetag meistens durch Zufall zusammengewürfelt, manchmal auch nach Einschätzung der Schwester mit mehr oder weniger Menschenkenntnis,



gelegentlich nach medizinischen Gesichtspunkten, etwa: „die beiden Schilddrüsen legen wir zusammen“ oder „in Zimmer neun kommt zweimal Prostata“.

Letzteres betrifft mich nun zwar nicht aber da gibt's ja genug weibliche Varianten, über die sich gegebenenfalls berichten ließe.

Schon bei der Einweisung bewegt mich der Wunsch: hoffentlich keine Zicke, bloß keine Quasselstrippe, keine die nervt oder schnarcht. Man stellt sich gegenseitig vor, kennt schon bald den Grund des Aufenthaltes, die Beschwerden der Mit-

patientin und hat meistens nach einer Stunde das Hörensagen über die Ärzte und die Behandlungserfolge der Klinik durchgesprochen.

Wie gut, denke ich – es hätte schlimmer kommen können, wir haben Glück miteinander. Sie ist im Rentenalter wie ich und wir tauschen uns über unser Arbeitsleben und die Zeit danach aus.

„Sie tanzen aber auch noch auf vielen Hochzeiten“, stelle ich fest.

„Aber Hallo“, sagt sie.

Bereits nach zwei Tagen wird es persönlicher; in der engeren Familie der Patientin kenne ich mich schon aus, wenig später auch in der weiteren Verwandtschaft. Inzwischen waren der Ehemann, die Tochter mit Freund und die frühere Kollegin zu Besuch und ich kann die Wirklichkeit mit der Beschreibung vergleichen. Spät am Abend schaut auch noch die erste Frau des Bruders herein, eine Stunde vorher war die Zweite da. Anfangs versuche ich noch höflich wegzuhören bei den Gesprächen, dann aber werde ich wie selbstverständlich mit einbezogen und gebe meinen Senf dazu.

Ich weiß jetzt von meiner Bettnachbarin schon ganz viele Dinge: dass sie mit einer Augenmaske schläft, wie sie ohne Zahnprothese aussieht und dass sie bei Liebes-Szenen im Fernsehen immer weinen muss. Und dass ihr Mann – aber das ist nun wirklich vertraulich und ich habe versprochen, es niemandem zu erzählen.

Bar jeder Eitelkeit – mit verschwitzten Haaren und kalkweißen Thrombose-Strümpfen kann man sich schließlich nicht viel vormachen – sind wir ganz offen zueinander. Geht es uns gut, klatschen wir mit den ausgetauschten Regenbogenblättchen (so was les' ich bestimmt sonst nie!) um die Wette und vor der Chef-Visite nebeln wir uns lachend mit Eau de Toilette ein. Geht es uns

schlecht, trösten wir uns, sprechen uns Mut zu und vertrauen uns im aufgeweichten Zustand vor oder nach einer Operation, gebeutelt von Schmerzen, unsere Ängste an, die wir sonst tapfer verborgen halten.

Am Tag der Entlassung trennen wir uns mit vielen guten Wünschen, nehmen uns in den Arm, tauschen Telefonnummern aus und ahnen doch schon, dass wir uns nicht anrufen werden. Wir gehen in unseren Alltag zurück. Die Auszeit ist zu Ende, es war eben nur eine Gemeinschaft auf Zeit.

Schade eigentlich. Aber so ist das Leben.

Da muss ich aber doch noch von einer Bekannten berichten, bei der es anders läuft. Sie pflegt sorgfältig diese Klinik-Beziehungen. Ich weiß z.B. von einem regelmäßigen „neue-Hüfte-Kaffeeklatsch“ und auch „die Gallensteine“ treffen sich gelegentlich zu einem Phantom-Schwätzchen.

Sollte ich vielleicht meine Krankenhausbekanntschaft doch mal anrufen

Helga F. Weisse

GEMEINNÜTZIGE BAUGENOSSENSCHAFT SPEYER eG





67346 Speyer, Burgstraße 40
 Telefon (06232) 6013-0
 Telefax (06232) 6013-13
 E-Mail: info@gbs-speyer.de
 Internet: www.gbs-speyer.de

gegründet 1919

Vermietung

 Eigentümerverwaltung

 Neubautätigkeit

**Gesellschaftliche Veränderungen mitgestalten
 2013 wird das Seniorenbüro 20 Jahre alt**

Kunst oder keine Kunst

Wenn auch die weltbekannten Verpackungskünstler Christo und Jeanne-Claude Speyer für sich noch nicht entdeckt haben, haben sie nicht wenige Speyerer zur Verhüllung des Reichstags nach Berlin gelockt. Das war im Jahr 1995.

Soweit hätte man sieben Jahre später nicht fahren müssen, als das Wohnheim der Verwaltungshochschule am Rand der Domstadt generalsaniert wurde. Aus diesem Anlass war die Fassade komplett verhängt worden und damit ein monumentales Objekt entstanden, das als Landschaftskunstwerk internationale Anerkennung verdient hätte.



Von einem Kunsttourismus nach Speyer ist in diesem Zusammenhang dennoch nicht zu berichten. Waren es doch keine international als Künstler anerkannte Personen, die das Wohnheim verhüllten, sondern "nur" fleißige Handwerker, die nicht mehr und nicht weniger zu tun hatten, als eine übermäßige Staubentwicklung in die Umgebung zu verhindern. Was ihnen auch gelungen ist. Und schön anzuschauen war das Objekt darüber hinaus, ob mit oder ohne Kunstanspruch.

Franz-Georg Rössler

Kunst erleben

Kunst soll jedem zugänglich sein. Nicht jeder hat jedoch in früheren Jahren den Zugang erhalten.

Für eine neue Erfahrung ist es nie zu spät. In Speyer gibt es zahlreiche Ausstellungen, die sehenswert sind und Einblick in die Schaffenswelt lokaler Künstler geben.

Wir wollen Ihnen auch dazu den Zugang eröffnen und sie mit den Gedanken und den Hintergründen, die solche Ausstellungen und Projekte ausgelöst haben, vertraut machen. Deshalb organisieren Ehrenamtliche Treffen mit Künstlern, die gemeinsam besucht werden.

Ansprechpartnerinnen:

Karen Plewa (Seniorenbüro)

Helma Rieser (Seniorenbeirat)

Beisel **HÜTE** Speyer

...gut behütet!

Roeckl
HEMDEN & KLEIDER

Cartoon by
J. Steinhäuser

Roßmarktstraße 37 (am Altpörtel)
67346 Speyer
T 06232 75317 · www.beisel-huete.de

Ein Treffpunkt im Seniorenbüro fürs Europa der Vaterländer

Lesung mit Hanna Schott

Seit 20 Jahren leitet die gebürtige Nordfranzösin Nicole von Rekowski die Gesprächsrunde „Französische Konversation“ im Seniorenbüro. Es ist kein Sprachkurs, in dem es vordringlich um korrekte Anwendung des Formalen geht, sondern es geht um Inhalte. Wir bedenken unser Lebensgefühl in den vergangenen Jahrzehnten, unsere Erfahrungen im eigenen und im Nachbarland, und die Völkerfreundschaft ist jenseits aller pathetischen Demonstration im vertrauten, alltäglichen Umfeld warm und herzlich spürbar. Mit großer Sorgfalt bereitet Frau von Rekowski Texte vor: Auszüge aus Büchern oder auch aus französischen Zeitungen bilden die Grundlage unserer Gespräche, manchmal sind es auch spielerische Tests oder Scherzfragen und es wird viel gelacht.

Zivilcourage eines ganzen Dorfes

Einen Höhepunkt erlebte der Gesprächskreis am 24. Januar 2013, als die Autorin Hanna Schott ihr im Vorjahr erschienenen Buch „Von Liebe und Widerstand“ im Veranstaltungsraum Maulbronner Hof vorstellte, eine Doppelbiographie des französischen Pfarrerehepaares André und Magda Trocmé, das mit den Einwohnern des Cevennendorfes Chambon sur Lignon zusammen während des zweiten Weltkrieges Tausenden von Juden das Leben rettete. Bis an sein Lebensende trug der Kriegsdienstverweigerer André Trocmé schwer an dem Gewissenskonflikt zwischen Staatstreue und Menschenliebe und schlug eine persönliche Ehrung in der jüdischen Gedenkstät-

te Jad Vashem aus, dem gesamten Dorf Chambon sur Lignon wurde dort ein Gedenkstein errichtet.



Anlass der Begegnung war Nicole von Rekowskis Vorschlag gewesen. Sie hatte das Ehepaar Trocmé in ihrer Studentenzeit in Paris kennen gelernt und wurde angesteckt von der Friedensidee dieser führenden Mitglieder im Internationalen Versöhnungsbund (ihr späterer Ehemann Wilfried von Wantoch Rekowski wurde von André Trocmé gerufen, beruflich in die Friedensarbeit einzusteigen).

Noch heute steht sie nach dem Tod der Trocmés mit der ältesten

Tochter in Kontakt. Sie konnte die anschauliche Erzählung der Autorin Hanna Schott durch aufschlussreiche Details ergänzen.

Ria Krampitz erinnerte bei ihrer Begrüßung an die Verdienste Nicole von Rekowski um

ein Stück deutsch-jüdischer Aussöhnung: Vor 15 Jahren hatten die Teilnehmer des Konversationskreises die Lebenserinnerungen der in Speyer geborenen Jüdin Anny Sulzbach aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt und damit bewirkt, dass die mittlerweile hochbetagt in Belgien Lebende die Demütigungen der Nazizeit überwinden konnte und erstmals nach Jahrzehnten ihre Heimatstadt besuchte.

Die Veranstaltung wurde ausnahmsweise auf Deutsch durchgeführt – sie war mit etwa 40 Personen gut besucht, von denen fast die Hälfte zum folgenden Februartreffen der Runde zur französischen Konversation wiederkehrte. Hanna Schott zog die über 40 Zuhörer mit ihrem lebendigen Vortrag in ihren Bann. Das Buch „Von Liebe und Widerstand“ lässt die Leser von heute, die den Frieden im Land fast selbstverständlich hinnehmen, nachdenklich werden.

Karin Ruppert

Konzert am Nachmittag

Lebensqualität bis ans Lebensende

Die vom Seniorenbüro Speyer 2007 gegründete Reihe „Konzert am Nachmittag“ wurde im zweiten Halbjahr 2011 weiterentwickelt. Seit Juli 2011 finden nun auch Konzerte in der Palliativstation, im stationären Hospiz und stationären Einrichtungen der Altenpflege statt. Diese werden durch die Zusammenarbeit mit dem Verein „Yehudi Menuhin Live Music Now Rhein-Neckar“ ermöglicht.



Die Fotos zeigen die beiden Tina Vorhofer, Flöte und Andrea Mereu, Cello bei einem Konzert im Haus am Germansberg. Die beiden jungen Künstler zogen hier auch von Zimmer zu Zimmer, um bei Menschen zu spielen, die aufgrund ihrer schweren Erkrankung im Bett lagen.

Musik kann die Lebensqualität steigern. Sie kann ablenken, entspannen und aufmuntern. Es ist immer wieder bewegend zusehen, was für eine positive Wirkung die Konzerte haben.

Ria Krampitz

Das Niki feiert Deutsch-Französische Freundschaft

50 Jahre deutsch-französische Freundschaft – Ein Anlass zur Freude, zum Feiern, zum Nachdenken, und zum Fragenstellen.

Genau das hat das Nikolaus-von-Weis-Gymnasium mit einigen Französischschülern, -lehrern und der Direktorin Frau Fischer in die Tat umgesetzt: eine zweistündige Podiumsdiskussion mit Frau Nicole von Wantoch-Rekowski unter dem Titel „Das Wachstum der deutsch-französischen Freundschaft gespiegelt in einer Zeitzeugin“.

Nach einer herzlichen Begrüßung durch die Direktorin Gabriele Fischer, zeigte sich

unter anderem Frau von Wantoch-Rekowskis bewegte und sehr abwechslungsreiche Lebensgeschichte, die 1959 eine maßgebliche Wendung nahm.

Mit dem Deutschen als natürliches Feindbild in Nordfrankreich aufgewachsen, beteiligte sich Frau von Wantoch-Rekowski trotzdem an einem Projekt der französisch reformierten Kirche im Flüchtlingslager Berlin Marienfelde und heiratete ihren Mann, der aus Schlesien stammte. Die beiden lernten sich durch gemeinsames soziales Engagement kennen, das sich auch während ihrer gesamten Ehe und darüber hinaus durch Arbeit für internationale Kontakte



und Frieden äußerte.

Nach ersten Vorbehalten der Familien, die natürlich durch zwei Weltkriege stark befangen waren, entwickelte sich ein ausgezeichnetes Verhältnis, in dem schließlich die vier Töchter der Familie aufwuchsen. Sie sind deutlich von der internationalen Erziehung geprägt und leben über den ganzen Globus verstreut. Auch hier spiegeln sich die internationalen Bande innerhalb der Familie Wantoch-Rekowski wieder.

Natürlich ergeben sich aus so einer Lebensgeschichte auch viele Fragen, die von vier Schülern der 10. Klassen gestellt wurden und deren Antworten viel über Frau von Wantoch-Rekowskis Biographie, ihrer Meinung zur deutsch-französischen Freundschaft und Ihrem sozialen Engagement aussagten.

Die Zeitzeugin zeigte sich sehr offen und herzlich und ging ausnahmslos auf alle Fragen der Schüler, aber auch der Lehrer ein. Man merkte sofort wie wichtig ihr die deutsch-französische Freundschaft ist und wie viel Wert sie auf den multikulturellen Austausch und auf internationale Kontakte legt. Frau von Rekowski leitet bis heute eine französische Konversationsgruppe im Seniorenbüro mit viel Freude. Sie fühlt sich als Französin, besser noch als „Europäerin“ und lebt gern in Deutschland.

Durch dieses Gespräch wurde uns, den Schülern des Nikolaus-von-Weis-Gymnasiums, besonders deutlich wie wichtig die deutsch-französische Freundschaft ist, nicht nur für unsere beiden Länder, sondern für die ganze EU. Deshalb wollen wir uns auch weiterhin in Austauschprogrammen und Förderungsprogrammen für diese einzigartige Freundschaft engagieren. Und deshalb lautet unser Motto in dieser Woche: „Vive l'amitié franco-allemande!“

Sara Langknecht & Marc Kowoll (Kl. 10b)

Lesekreis des Seniorenbüros

Seit 1994 treffen sich in regelmäßigen Abständen Literaturinteressierte im Seniorenbüro. Gelesen werden zeitgenössische Texte und Literatur, die, obwohl vor langer Zeit geschrieben, immer aktuell bleiben.

Initiiert hat diesen Kreis 1994 Herr Kronauer. Als es ihm gesundheitlich nicht mehr gut ging, hat Dr. Martin Hussong die Verantwortung übernommen.

Zwischenzeitlich kümmert sich ein kleines Team, um die Organisation und die Inhalte. Alle Teilnehmer sind sich darin einig, dass sie diese regelmäßigen Treffen, jeweils freitags von 16 Uhr bis 17.30 Uhr, nicht mehr missen möchten.

Die nächsten Termine erfahren Sie im Seniorenbüro, Tel. 06232/621050.

Redaktion

Weil Zuhause mein Leben ist.
Testen Sie uns, mit unseren:

- Menüservice
- Hausnotrufservice

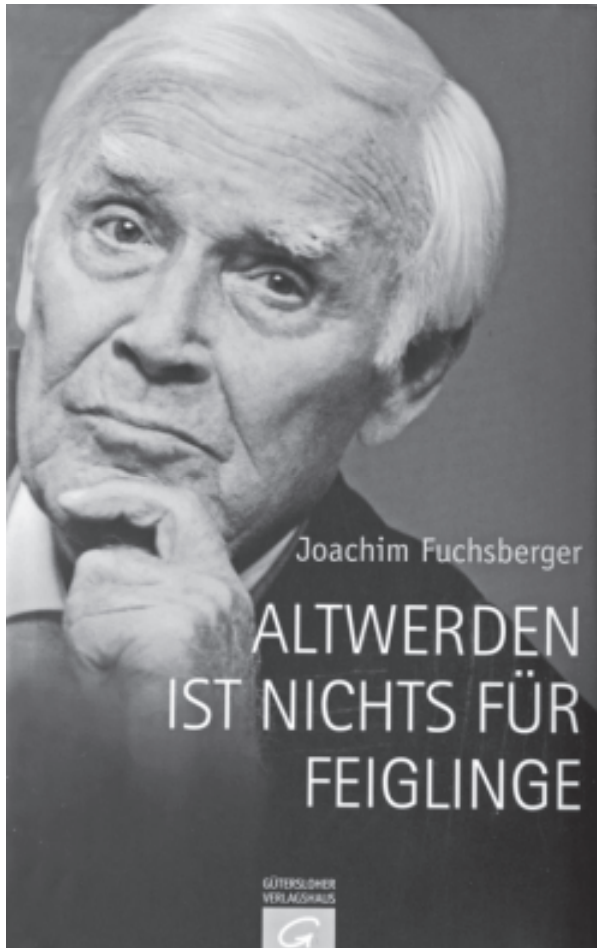


**Deutsches
Rotes
Kreuz**

Kreisverband Speyer e.V.
Telefon 0 62 32 / 60 02-0

Leseempfehlungen

Hier und in den folgenden Ausgaben von „aktiv dabei“ werden wir jeweils ein oder zwei Bücher vorstellen, die – so meinen wir – für ältere Semester interessant sind. Wir möchten dabei unsere Leser nicht mit umfangreicher, und eventuell schwer verdaulicher Lesekost belasten. Was wir zur Lektüre vorschlagen, soll leicht zu lesen sein und den Leser nicht dazu veranlassen, das Buch vorzeitig beiseite zu legen und vielleicht im Bücherschrank irgendwo verstauben zu lassen.



Joachim Fuchsberger, Altwerden ist nichts für Feiglinge. Gütersloher Verlagshaus.

Der prominente Autor ist sicher vielen bekannt. Sein Buch umfasst 222 Seiten und spricht besonders Senioren an. Der 1927 geborene Schauspieler und Entertainer, der durch viele Filmrollen, aber auch als Berichterstatter und als Quizmaster im Fernsehen beliebt wurde und dessen erster Film in den Fünfziger Jahren unter dem Titel „Nullachtfünfzehn“ beim damaligen Kinopublikum Begeisterungstürme hervorrief, streift lediglich die Höhepunkte und großen Erfolge seines Lebens in diesem Buch. Er schildert aber eingehend seine fortgeschrittenen Lebensjahre, aber auch sein Älterwerden. Die Alterskrankheiten, die „Blacky“ Fuchsberger trafen, waren Schläge von teilweise beachtlicher Wucht. Wie er damit fertig wurde, sind Ratschläge eines Älteren, der niemals aufgegeben hat.

Peter Salzmann, Das Kriegskind. Books on Demand GmbH, Norderstedt.

Das zweite Buch, das wir empfehlen, wird diejenigen, deren Lebensalter heute um die Achtzig liegt, an ihre Jugendjahre als Zehn- bis Fünfzehnjährige im Zweiten

Weltkrieg erinnern. Der 1934 in Berlin geborene Autor erlebte seine Kindheit unbeschwert in Berlin. Im Krieg versuchte seine Familie, den immer schlimmer werdenden Luftangriffen zu entkommen, indem sie von Berlin nach Pommern übersiedelte. Bedroht durch den Vormarsch der Roten Armee und bereits in gefährlicher Berührung mit den Kampfhandlungen geht die Flucht seiner Mutter mit ihren Kindern jetzt zurück in das zerbombte Berlin, gerade rechtzeitig, um die Eroberung durch die schnell vorrückende Rote Armee zu erleben. Das Kriegskind Peter erlebt alle Schrecken des Krieges, trotzdem sieht er das alles als



großes Abenteuer. Er gelangt schließlich auf nicht ungefährliche Art nach Westdeutschland und führt seine Schulzeit zu Ende. Das Buch ist spannend bis zur letzten Seite. Eine gewisse Pffiffigkeit und auch Humor ist zwischen den Zeilen immer wieder zu erkennen

W.A.

Musik für alle Altersstufen

Die städtische Musikschule informiert

Hier finden Sie die Termine, Vorspiele und Konzerte der Musikschule der Stadt Speyer. Haben Sie Interesse ein Instrument neu zu erlernen oder wiederaufzufrischen? Nur zu, trauen Sie sich. Die Musikschule bietet für alle Altersstufen den richtigen Unterricht.

Informationen unter 06232-106106

Aktuelle Termine

Montag, 15. April 2013, 16 – 18 Uhr
Klassenvorspiel - Klasse Alexandra Grabowskaja, Villa Ecarius, Saal

Sonntag, 21. April 2013, 17 – 19 Uhr
Dozentenkonzert
Liana Mogilevskaja, Violine
Sergey Korolev, Klavier
Werke von Bach und Prokofjev
Historischer Ratssaal der Stadt Speyer

Dienstag, 30. April 2013, 19 – 22 Uhr
Kammerorchester der Musikschulen Speyer-Germersheim
Werke von Johann Sebastian Bach und Carl-Phillip Emmanuel Bach
Solisten: Dagmar Schülke, Flöte; Paul Stauch-Erb, Violine.
Leitung: Daniel Spektor,
Kleiner Saal, Stadthalle

Freitag, 3. Mai 2013, 20 – 22 Uhr
Sonatenabend mit Alexandra Grabowskaja
Gast: Prof. Markus Wagner, Cello
Werke von Beethoven, Debussy und Rachmaninov.
Historischer Ratssaal der Stadt Speyer

Montag, 6. Mai 2013, 18 – 19 Uhr
Montagsvorspiel der Musikschule Speyer
Historischer Ratssaal der Stadt Speyer
Freitag, 24. Mai 2013, 19 – 23 Uhr
Kulturnacht in der Villa Ecarius –
Fräulein Jazz, Speyer, Bahnhofstr. 54

Freitag, 31. Mai 2013 bis
Samstag, 2. Juni 2013, 09 – 18 Uhr
Workshop mit Stefan Rahn
Historischer Ratssaal der Stadt Speyer

Montag, 3. Juni 2013, 18 – 19 Uhr
Montagsvorspiel der Musikschule Speyer
Historischer Ratssaal der Stadt Speyer
Bernhard Sperrfechter

Generationen Hand in Hand

Fotoserie: Eine Initiative des Seniorenbüros

Die Fotoserie „Generationen Hand in Hand“, eine Initiative des Seniorenbüros, wurde in der Ausgabe 4/2011 der Zeitschrift des Seniorenbüros „aktiv dabei“ begonnen. Wir wollen die Vielfältigkeit des Miteinanders der Generationen zeigen und das Bewusstsein dafür schärfensensibel machen.

Solidarisches Handeln

Ohne ein neues, soziales, solidarisches Miteinander kann unsere Gesellschaft auf Dauer nicht funktionieren. Dafür tragen wir alle Verantwortung.

Jeder kann von dem anderen lernen. Der junge Mensch von den Erfahrungen der Älteren und umgekehrt, die Älteren können Neues von den Jungen lernen. Unser Anliegen ist, deutlich zu machen, dass ein Zusammenleben der verschiedenen Generationen, das sich gegenseitig helfen und unterstützen uns alle bereichern kann.

Ein neues Miteinander von Alt und Jung bezieht sich auf alle gesellschaftlichen Bereiche. Das gemeinsame Handeln in der Berufswelt, in gemeinsamem bürgerschaftlichen Engagement, in der Weitergabe von Wissen und Können zwischen Alt und Jung, kann neue kreative Ideen für unsere Gesellschaft hervorbringen. Dabei ist wichtig, dass alle Menschen in unserer Gesellschaft integriert sind. Damit dies möglich wird, gilt es kritisch die Rahmenbedingungen zu hinterfragen.

Mit der Fotoserie „Generationen Hand in Hand“ wollen wir auch Sie ermuntern zu überlegen, wie Ihre Verbindung zur anderen Generation aussieht.

Ria Krampitz





Die Deutschen und ihr Kampf

Der Ur-Ur-Urgroßvater kämpfte für die

Der Ur-Ur-Urgroßvater kämpfte für die Freiheit Deutschlands gegen den Tyrannen Napoleon und fiel auf dem Felde der Ehre bei Leipzig 1813.

Sein Bruder kämpfte unter Napoleon, dem Herren Europas, gegen die abtrünnigen Russen, fiel beim winterlichen Rückzug aus Moskau in die eiskalte Beresina und ertrank 1812.

Der Ur- Urgroßvater kämpfte für die Freiheit und Einheit Deutschlands gegen die deutschen Tyrannen in der Revolution 1848/49, fiel in die Hände der in Baden einrückenden Preußen und wurde von ihnen standrechtlich erschossen.

Sein Bruder fiel als badischer Soldat im Kampf gegen die Roten bei Kandern 1848.

Der Urgroßvater kämpfte mit Bismarck für die Einheit Deutschlands gegen das neidische Frankreich und fiel auf dem Feld der Ehre vor Wörth 1870.

Sein Bruder kämpfte gegen Bismarck und sein Sozialistengesetz, fiel beim Flugblattverteilen in die Hände der Polizei und starb im Gefängnis 1887.

Der Großvater kämpfte für Deutschlands Ruhm und Ehre gegen eine Welt von Feinden und fiel auf dem Feld der Ehre im Granatenhagel vor Verdun 1915.

Sein Bruder kämpfte auf Seiten der KPD gegen die alten Reaktionäre, fiel bei den Januarunruhen in die Hände des Bluthundes Noske und starb im Gefängnis.

Der Vater kämpfte für Führer, Volk und Vaterland fast gegen die ganze Welt und fiel auf dem Feld der Ehre 1943 in Stalingrad.

Sein Bruder kämpfte für die Demokratie, fiel in die Hände der Gestapo und starb im KZ Dachau 1940.

Sein Sohn kämpfte seit 1968 für den Sozialismus von Marx und Lenin gegen die reaktionäre Scheiß-Bundesrepublik und fiel in Verzweiflung, als 1989 die DDR und anschließend die SU zusammenbrachen. Er starb im eigenen Bett 1993.

Sein Bruder kämpfte für die Freiheit der DDR-Bevölkerung, fiel bei einem Versuch, den antifaschistischen Schutzwall zu übersteigen in einem Minenfeld und starb dort 1973.

Der Enkel kämpfte für die 100-prozentige Lohnfortzahlung im Krankheitsfall und fiel in Arbeitslosigkeit. Er lebt noch.

Sein Bruder kämpfte gegen Langeweile und Lebensüberdruß, verfiel dem Alkoholismus und dem Drogenkonsum und starb an Leberzirrhose 1965 im Krankenhaus.

Und der Urenkel - ? – Als guter Deutscher wird er schon etwas finden, wofür er kämpfen kann.

Gerhard Michel
(Urheberrecht beim Autor)

Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns,
wir müssen uns nach ihr richten.

M. Claudius

Schloss Eggenberg in Graz

- die bedeutendste barocke Schlossanlage in der Steiermark -

Seinem Namen verdankt Schloss Eggenberg einer der vornehmsten Familien Steiermarks und ganz Österreichs, den Fürsten von Eggenberg.

Die eindrucksvolle Architektur, prächtige Räume und eine wunderbare Parkanlage, das alles wird dem heutigen Besucher dargeboten, der auf den ersten Blick vom Eingang der Parkanlage einem Neubau aus der Barockzeit gegenüber steht.



Balthasar Eggenberg hat Mitte des 15. Jahrhunderts auf dem Gelände des Orthofes am westlichen Rand der Stadt Graz einen befestigten Edelsitz erweitert und umgestaltet sowie einen Kapellenraum eingerichtet.

Mit Erhebung in den Fürstenstand beauftragte 1625 Hans Ulrich von Eggenberg den aus Lodi bei Mailand stammenden Baumeister Giovanni Pietro de Pomis mit den grundlegenden Umbaumaßnahmen des Schlosses, die ihm den heutigen Ausblick geben. Fürst Hans Ulrich war zu diesem Zeitpunkt eine der geachtetsten und einflussreichen Persönlichkeiten am

kaiserlichen Hof. Als engster Vertrauter Kaiser Ferdinands II. und des Feldherrn Wallensteins beeinflusste er die Politik des Reiches am Beginn des Dreißigjährigen Krieges mit.

Unter dem Einfluss des größten Architekten der Renaissance, Andrea Palladio, gestaltete de Pomis die Schlossanlage im prägenden Herrera-Stil - man beachte Palladios Schloss Thiene im venezianischen Festland – wobei das Äußere eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Schloss Escorial hat.

Mitte des 18. Jahrhunderts übernahm die gesamte Schlossanlage mit Park Johann Leopold Graf Herberstein, Gemahl der letzten Eggenberger Prinzessin, und leitete die zweite große Um- und Ausstattungsphase ein, ganz im Stil von Rokoko.

In der dritten Phase im 19. Jahrhundert beschränkte man sich auf nötige Veränderungen der einzelnen Wohnräume. Seit Ende der dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts ist das gesamte Anwesen mit Schloss und Park in Eigentum des Landes Steiermark übergegangen.



Die Architektur des Schlosses ist auf das Engste mit der magischen Naturphilosophie und der Weltordnung des 17. Jahrhunderts verbunden.

Das Schloss ist dreigeschossig mit einem rechteckigen Grundriss. Die Zahl vier steht für die vier Jahreszeiten, aber auch für die vier Elemente der Antike. Das Schlossgebäude besitzt 365 Außenfenster für die Tage eines Jahres. In der Bel-
etage, im zweiten Stock befinden sich 52 Außenfenster für die Wochen des Jahres. Jedes Stockwerk hat genau 31 Räume für die höchste Anzahl der Monatstage. Der zweite Stock hat ringförmig angelegte 24 Prunkräume, die Stunden des Tages. Da der Bau symmetrisch geplant ist, befinden sich in jeder Hälfte des zweiten Stockes 12 Räume, gleich den Stunden des Tages und der Nacht.

Die Räume sind von Hans Adam Weisenkircher mit verschiedenen Gemälden ausgestattet, mit den Themen aus der Mythologie und der Allegorie des Goldenen Zeitalters.

Die Parkanlage wurde durch die Zeit mehrmals umgestaltet, vom gegliederten italienischen Garten, über einen französischen Garten des Rokokos bis zu einem romantischen Garten im englischen Stil.



Das Schloss mit der Parkanlage ist seit 2010 von UNESCO als Weltkulturerbe, gemeinsam mit dem Historischen Zentrum der Stadt Graz anerkannt.

Dr. Helmuth Wantur

Quellen:

- Barbara Kaiser, Ulrich Becker : Schloss Eggenberg
- Robert Baravalle : Burgen und Schlösser der Steiermark
- Faltblatt des Landesmuseum Johaneum

MODE MIT KÖPFCHEN!

Schöne Kleidung
aus fairem Handel



Weltladen SPEYER
Korngasse 31
Telefon 06232-78285

Wir lassen die Nacht aufziehen

Im Kastanienwald

Holzstoß für Holzstoß
strecken die gefällten Stämme
mir ihre Rillen entgegen
und stellen mich:
Wie lange
mußt du leben
um unsre Musik?
Wenn nicht, verdufte
wie frisch geschnitten
Wir lassen die Nacht
aufziehen.

Brigitte Struzyk

Winkel
in der
POESIE
Druckerey



„Das Gesicht Speyers mitgeprägt“

Vor 40 Jahren starb der Architekt Pauljosef Gilgenberg – LVA-Hochhaus als Krönung

Als er 61 war, fand er die Krönung seines Schaffens belohnt. Das nach seinen Plänen und auch unter seiner Bauleitung entstandene Hochhaus der Landesversicherungsanstalt (LVA; heute Deutsche Rentenversicherung, DRV) wurde am 23. Mai 1960 eingeweiht. Zwölf Jahre später, am ersten Weihnachtsfeiertag 1972, starb Architekt Pauljosef Gilgenberg.

„Architekten haben es gut. Sie können sich ihre Denkmäler selbst und noch zu Lebzeiten errichten“ zitierte die Redakteurin Else Doll vor 40 Jahren im RHEINPFALZ-Nachruf einen Kollegen des viel beschäftigten Speyerers. Der allerdings 1941 nicht eben aus freien Stücken von der großen Stadt an der Spree, Berlin, in die kleine Stadt am Rhein gekommen war. Sondern „in Erfüllung vaterländischer Pflicht zwecks Vorbereitung der kriegsbedingten Errichtung eines Zweigwerks von Siemens&Halske“.

Dienstverpflichtet demnach, was den gebürtigen Kölner Gilgenberg aber nicht davon abhielt, nach 1945 Speyer zum Lebensmittelpunkt für sich und seine Familie zu wählen und sich wieder als Architekt niederzulassen.

Seine auch dank rheinischer Frohnatur geknüpfte Verbindungen und sein Können verhalfen Pauljosef Gilgenberg zu einer Auftragslage, die mit „sehr zufriedenstellend“ vermutlich nicht falsch bezeichnet war.

In seiner neuen Heimat gelang ihm mit dem Umbau des Lehrerseminars in der Johannesstraße zur Verwaltungsakademie, dem Vorläufer der Hochschule für Verwaltungswissenschaften (heute ist

dort das Finanzamt) ein wohlwollend aufgenommenem Start. Danach engagierte ihn die LVA Rheinland-Pfalz für Um- und Neubauten in Bad Münster, Ramberg, Bad Dürkheim und Andernach. Die BASF schließlich holte ihn, als sie das Jugenddorf Limburgerhof planen und bauen ließ. Daneben entwarf der Neu-Speyerer ein Wohnhochhaus in Ludwigshafen.

In Speyer half Gilgenberg mit, das Bild der Stadt in Teilen neu zu gestalten. Nach seinen Plänen gebaut wurden Geschäftshäuser wie die Zweigstelle der Hypotheken- und Wechselbank, für die an der Ecke Schuster-gasse/Maximilianstraße ein Altgebäude abgerissen wurde, die Berufs- und die Burgfeldschule. Und neben Privathäusern schuf er Speyers ersten Wolkenkratzer, das 14-Stockwerke-Hochhaus der LVA.

Elan, Findigkeit und rheinischer Humor trieben den umtriebigen Gilgenberg geradezu in die Speyerer Karnevalsgesellschaft, zum



Weltladen-Taxi

**Wir liefern Produkte aus dem Sortiment
des Weltladens Speyer direkt zu Ihnen nach Hause.**

**Bestellen Sie bis spätestens Mittwoch 15.00 Uhr
unter:**

015772671893

**dann bekommen Sie donnerstags zwischen
16:30 Uhr und 18:30 Uhr per Fahrrad Ihre Einkäufe
gebracht.**

Das Angebot beschränkt sich auf die Stadt Speyer.

Verein „Die Rhoischnooke“ und zum Verkehrsverein. Setzten Künstler wie Otto Ditscher, Karl Hufnagel, Hermann Kauer und Günther Zeuner die Gilgenbergschen Ideen für die Fasnachtskampagne der SKG im (alten) Stadtsaal in farbenprächtigen Kolossalgemälden um, so entwarf der Architekt in seiner Eigenschaft als Vorstandsmitglied des Verkehrs Festwagen und „gab dem Brezelfest-Umzug Linien und Glanz“ (Else Doll).

„Pauljosef Gilgenberg hat das Gesicht Speyers mitgeprägt“ befand Alt-Oberbürgermeister Christian Roßkopf. Und das in vielerlei Hinsicht.

Wolfgang Kauer

Mittwochabend im Stadtarchiv

Die Vorträge beginnen jeweils um 18.30 Uhr. Der Eintritt ist frei. Alle Vorträge finden im Stadtarchiv statt.

Mittwoch, 24. April 2013

Der Dichter Alexander von Bernus (1880-1965) und Speyer.

Referent: Dr. Klaus Bümlein
(Oberkirchenrat i.R. Speyer)

Mittwoch, 15. Mai 2013

Konfessionelles Zusammenleben im Speyer des 16. Jahrhunderts

Referentin: Dipl. Theologin Daniela Blum
(Tübingen)

Das Wunderkind

Manche Eltern haben ein Wunderkind: O diese Glücklichen! Wir gratulieren ihnen. Es gibt aber auch Eltern, die haben kein Wunderkind. Weil sie aber gerne eines möchten, versuchen sie, mit Gewalt aus ihrem Kind eines zu machen. Die Ärmsten! Ist denn das Erziehung? Erziehen heißt doch nicht, dem Kind eine bestimmte Rolle aufzwingen, sondern seine Anlagen entfalten.

Verkehren Sie einmal mit ehrgeizigen Eltern, dann hören Sie folgende Reden:

Unser Kind soll überall vorne dran sein.

Unser Kind soll den Beruf ergreifen, den wir ihm auswählen.

Unser Kind soll die Erziehung bekommen, die sich bei uns bewährt hat.

Nach den Anlagen und Talenten des Kindes fragen sie nicht. Und dann sind sie überzeugt, dass sie ihr Kind außergewöhnlich lieb haben und dass sie ja nur sein Bestes wollen. Dabei erstreben sie nur die Verwirklichung eines eigenen ehrgeizigen Zieles. Was sich hier als Liebe tarnt, ist in Wirklichkeit Egoismus. Denn die Liebe besteht nicht im Nehmen, sondern im Geben.

Bernhard Matheis



Zwei bemerkenswerte Karrieren

Speyerer Geschichte(n): Chrisoph Lehmann Zeitzeuge
des unzerstörten mittelalterlichen Speyer

Eine Straße im Burgfeld und ein Raum im Ratskeller tragen seinen Namen. Chrisoph Lehmann. Er war eine Zeitlang der wichtigste Speyerer. Einer, der sich besser auskannte als die nur für kurze Zeit gewählte Bürgermeister und die Ratsherren, der mit der „Chronica der Freyen Reichs-Statt Speyer“ einen Bestseller verfasste und später als Lutheraner in fürstbischöflichen Diensten eine zwar kurze aber ebenso bemerkenswerte Karriere hinlegte.

Der 20. Januar 2013 war sein 375. Todestag. Christoph Lehmann, 1568 in Finsterwald/Niederlausitz geboren, studierte in Leipzig, schloss als Magister der Philosophie ab und trat etwa um 1592 als Sekretär oder Hauslehrer in den Dienst des Speyerer Kammergerichtsprokurators (Anwalt) Hartmann Cogmann. 1594 wechselte Lehmann als Lehrer an die Gelehrten- oder Ratsschule der Stadt, ein Jahr später war er ihr Konrektor. Die Heirat mit der Notarstochter Appolonia Ries verband ihn mit den angesehensten Speyerer Familien.

Diese Verbindung war seinem beruflichen Werdegang alles andere als abträglich. 1599 wurde er zweiter, 1604 erster Stadtschreiber und war damit höchster städtischer Beamter von einem heute nicht mehr nachvollziehbaren Einfluss. Wissen, Können und Geschick trugen ihm 1606 die Verwaltung des Archivs der am Rhein gelegenen Städte der Rheinischen Städtebank ein, Kommunen wie Frankfurt und auch Kurfürst Friedrich V. von Pfalz engagierten den Speyerer gele-

gentlich, er war Unterhändler bei Reichstragen und Städtekongressen.

Das Lehmannsche Haus auf dem Gelände des Rathofs (heute Domhof-Brauerei) wurde zur Kontaktstelle für die Größen des Reichskammergerichts.

In jener Zeit schrieb Christoph Lehmann an der besagten „Chronica“. Er legte das 1602 begonnene umfangreiche Werk 1612, auch eine Reichsgeschichte, dem Rat vor und konnte es danach in Frankfurt drucken lassen. Bis 1711 erlebte das von Ratsschreiber Melchior Fuchs erweiterte Buch vier Auflagen. Das Buch hat insofern große Bedeutung, als Lehmann Zeitgenosse des unzerstörten mittelalterlichen Speyer war. Als Stadtschreiber standen ihm nicht mehr existierende archivarische Dokumente zur Verfügung.

Seine hohe Verwaltungsposition trug ihm offenbar auch Neider ein, 1628 kam es zum Eklat. Gerade hatte Christoph Lemann bei einem Streit zwischen der Stadt und Bischof Philipp von Sötern einen Vergleich erreicht und war dafür mit 200 Goldmark belohnt worden, warfen ihm Ratsherren Schwäche in seiner Vermittlungspolitik vor.

Die Folge: Der Attackierte legte sein Amt nieder und trat als Rat in die Dienste des Fürstbischofs von Sötern, gleichzeitig auch Kurfürst von Trier. Doch als der Erbauer der nach ihm benannten Festung Philippsburg 1635 wegen seiner Frankreich zugewandten Politik in kaiserliche Haft geriet, wurde der (protestantische) bischöfliche Rat Lehmann entlassen. 1637 nahm er bei der Stadt Heilbronn die Stelle eines für die Rechtsgeschäfte zuständigen Syndicus an, am 20. Januar 1638 starb er.

Wolfgang Kauer

Stadtarchiv sucht Fotos

Frühere Kindergärten, genannt Kinderbewahranstalten

Die Speyerer Kinderbewahranstalt (sie hieß tatsächlich so!) war einst im Bauhof 3 untergebracht (heute Teil der Domhofbrauerei). Der erste, moderne, Fröbel-Kindergarten nahm bereits im Februar 1875 seine Arbeit auf; Hauptinitiator war der jüdische Speyerer Arzt Dr. Adolph David (1830-1904). Den wohl frühesten Speyerer Betriebskindergarten gründete die Baumwollspinnerei (abgebildet hier eine Gebäudeansicht und ein Gruppenfoto).

Auch die bildliche Überlieferung gehört zur Geschichte einer Stadt. Die Abt. Kulturelles Erbe / Stadtarchiv Speyer arbeitet ständig an der Erweiterung seiner Fotosammlung. Ob stadtgeschichtliche Ereignisse, unbekannte Straßenzüge, nicht mehr existierende Gebäude, Jubiläen und und und ... Das Stadtarchiv sichert diese

Aufnahmen für die Zukunft und macht sie einer breiten Öffentlichkeit zugänglich. Mittlerweile ist ein ständig wachsender Anteil auch online einsehbar (siehe in http://flickr.com/photos/stadtarchiv_speyer/, sowie unter Bestand 233-1 auf <http://www.stadtarchiv-speyer.findbuch.net>). Aus aktuellem Anlass besteht nach wie vor großes Interesse an Fotos, Ansichtskarten und Feldpostbriefen aus dem Ersten Weltkrieg und der Zeit danach.

Katrin Hopstock





Fröbel Kindergarten, Karmeliterstraße,



Kindergarten BW Spinnerei

Unser größter Singvogel – der Kolkkrabe

Wenn man das Wort „Singvogel“ hört, denken die meisten Menschen an kleine bis mittelgroße Vögel, die uns in Frühjahr und Sommer mit ihrem vielseitigen Gesang erfreuen. Man lauscht dem Gesang der „Königin der Nacht“ der Nachtigall, dem Flöten der Amsel auf einem hohen Baum oder dem Tschilpen der Spatzen in der Dachrinne. Zu diesem vielartigen Stimmenvolumen sind die Vögel durch einen besonders geformten Kehlkopf in der Lage. Die so genannten „Nichtsingvögel“ haben einen einfachen Kehlkopf, singen keine „Lieder“ sondern geben nur bestimmte Töne oder Schreie ab.

Was selbst aber viele Naturfreunde nicht wissen, ist, dass unsere Rabenvögel, also Eichelhäher, Elster, Dohle, Saat- und Rabenkrähe sowie der Kolkkrabe (*Corvus corax*) zur Familie der Singvögel gehören.



Kolkraben singen zwar keine „Lieder“, aber ihre Lautäußerungen sind sehr vielfältig: Tiefes „krok“, hohes „tuk“ oder „tok“, ein heiseres „wru“ oder „klok“. Junge Raben imitieren gern andere Vogelarten und in Gefangenschaft gehaltene Tiere erlernen menschliche Laute: „Sag Jakob!“ – „Aob“.

Als größter Rabenvogel wird der Kolkkrabe etwa 65-68 cm groß, beide Geschlechter haben ein schwarzglänzendes Federkleid. Auch der kräftige Schnabel ist durchgehend schwarz gefärbt. Der Flug ist recht langsam und im Flugbild zeigt sich ein keilförmiger Schwanz.

Der Kolkkrabe lebt vor allem in großen Waldgebieten aber in Felsenregionen an Küsten oder in den Alpen. In Rheinland-Pfalz kommt der Kolkkrabe in der Eifel und im Hunsrück vor. Vereinzelt Exemplare wurden auch im Pfälzer Wald beobachtet.

Kolkraben führen eine Dauerehe. Im Frühjahr zeigen die Paare während der Balzflüge ein eigenartiges Verhalten:

Einer der Vögel fliegt auf dem Rücken und das über größere Entfernungen (dies ist von keiner anderen Vogelart bekannt). Sie bauen ihr großes Nest in Felsnischen oder auf Bäumen. Das Gelege besteht meist aus 3 – 5 Eiern, Brutdauer etwa 3 Wochen. Wie bei allen Singvögeln schlüpfen die Jungen nackt und blind aus den Eiern (Nesthocker). In den ersten Tagen bleibt das Weibchen immer bei den Jungen und hudert diese, Junge und Weibchen werden in dieser Zeit vom Männchen mit Nahrung aus dem Kehlsack versorgt. Die Nestlingszeit dauert bei den Kolkkraben etwa 5 - 6 Wochen.

Da die Jungvögel erst nach zwei Jahren geschlechtsfähig sind bilden sie s.g. Junggesel-

lentrupps und ziehen vagabundierend durchs Land. Erst mit der Paarbildung werden festgelegte Reviere besetzt.

Bezüglich des Nahrungsspektrums ist der Kolkraabe unproblematisch – er ist ein Allesfresser und ernährt sich von Insekten, Käfern, Mäusen, Kleinvögel, Aas, aber von Samen, Knollen und Obst. Hat er zuviel Futter, versteckt er Teile davon und kann diese gezielt wieder finden.

Wie alle Rabenvögel ist auch der Kolkraabe ein „intelligenter“ Vogel, der sehr schnell lernt und sich an die neuen Lebensumstände anpassen kann. Dabei hat er ein sehr gutes Gedächtnis und vergisst Erlerntes nicht wieder.

Kolkraben können sehr alt werden, eine Lebensdauer von 30 bis 40 Jahren ist keine Seltenheit (ein in Gefangenschaft gehaltener Kolkraabe wurde 69 Jahre alt)

Hans U. Querfurth



Bilder aus Westkanada



Wenn auch Sie schöne Reisefotos oder Naturbilder haben, so senden Sie uns diese doch einfach zu. Gerne gestalten wir damit unsere Zeitschrift „aktiv dabei“ und bieten Ihnen ein Forum zur Veröffentlichung. Red.

Reisen bildet – mit dem Seniorenbüro seit 20 Jahren

Wenn die (fränkische) Urlaubsfreude im Bierglas schäumt

Vor allem im Städtedreieck Bamberg, Bayreuth und Nürnberg ist Bier ein Thema für Gäste und Gastgeber. Hier passt das Bild von der fränkischen Gastlichkeit ideal zusammen wie sonst nirgendwo im Frankenland. Berg und Tal, Burgen und Höhlen, plätschernde Bäche und schmutzige Dörfer, Fachwerkhäuser und Bauerngärten zaubern eine Harmonie, wie sie die Bierwerbung erst erfinden müsste. Wenn von Mai bis Oktober die Züge des Deutschen Dampflokmuseums Neuenmarkt direkt in den Biergarten des Museums hereinkeuchen, gehört das neben der Bierwoche zu den Höhepunkten des Jahres.

Um die zweihundert kleineren Brauereien soll es hier noch geben. Bierwanderungen sind hier ganzjährig der Hit. Diese erschließen auf sieben Routen exakt 34 Wirtshäuser – alle getestet, alle für gut befunden, schließlich gibt es dort süffiges Bier, den halben Liter (das Seidla) um die drei Euro, preisgünstige Brotzeiten und überall freundliche Wirtsleute.



Wer sich für die Geheimnisse der Brauer interessiert, kann an den Führungen teilnehmen oder Bierseminare besuchen,

die dort an zwanzig Orten angeboten werden. Dass Bier dort am besten schmeckt, wo man seine Entstehung nachvollziehen kann, zeigt sich in den Freilandmuseen von Bad Windsheim und Fladungen überdeutlich. Von Ende April bis Mitte Oktober kann man die Arbeit des Windsheimmuseumbraumeisters regelrecht erschnuppeln, während er einmal pro Woche 25 Hektoliter Sud produziert. Das lockt die Besucher an und sie können dann gleich nach dem Schaubrauen aus dem Steinkrug probieren – allerdings nicht von der Tagesproduktion.



Wie das mit der Bierbrauerei früher so vor sich ging, kann man in Kulmbach sogar per Multivisionsschau nachvollziehen. Die Stadt gilt als eines der Zentren bayerischer Braukunst. Hier wurde 1994 auf mittelalterlichem Klostergrund eine der bedeutendsten Sammlungen zu Braukunst und Biergeschichte eingerichtet. Die Schau im Gebäudetrakt der Mönchshofbrauerei an der Hofer Straße spannt den Bogen der Brauwirtschaft vom Mittelalter bis in die Gegenwart. Und zu der gehört vor allem ein Biergarten mit über zweitausend Plätzen, einer der schönsten weit und breit.

Auch in der „Nachbarschaft“, nämlich in Bayreuth, gibt es in Sachen Bier und Brauereien viel zu erleben. In einem etwa 100 Jahre alten Backsteinbau ist das Brauerei- und Büttnermuseum der Stadt Bayreuth untergebracht. Es ist das umfangreichste Biermuseum der Welt. Im einstigen Stammhaus der Brauerfamilie entdecken die Besucher u.a. ein komplettes Sudhaus von 1887 und eine originalgetreue nachgebaute Büttner-Werkstatt. Führungen dauern ca. 90 Minuten und schließen ein „Maisels Weisse“ in der Alten Abfüllerei ein.

Aber auch eine Reihe weiterer interessanter Dinge rund um den „Bier-Tourismus“ gibt es zu erwähnen, wie die „Bier- und Burgenstraße“ in Bayern und Thüringen. Die Bier- und Burgenstraße – die B 85 – beginnt bei Bad Frankenhausen im Kyffhäuser Gebirge und zieht über Weimar, Saalfeld, Kronach, Bayreuth, Amberg, Cham zu ihrem Endpunkt nach Passau.



Bamberg – eine „Symphonie in B“. Genau betrachtet wird Bamberg nämlich von drei Strömen durchflossen: vom rechten Arm der Regnitz, vom linken Arm der Regnitz und vom schäumenden Gerstensaft. Nirgends auf der Welt gibt es eine Brauereien-Dichte und Biervielfalt, wie man sie in Bamberg und seinem Landkreis findet. Hier genießt der Gerstensaft eine besondere Stellung. Bei einem „Seidla“ werden Gespräche vertieft,

Freundschaften geknüpft oder einfach das Leben zelebriert. Ein echt handwerklich hergestelltes „Schlenkerla-Rauchbier“ lässt Sie eintauchen in die Brautradition der Stadt.

Zum guten Schluss gibt es noch einen „Rad-Rundweg, die kleine 3-B-Tour“, was nichts anderes heißt als Burg, Bier und Bratwurst. Die Tour hat eine Länge von 27 Kilometern und beginnt und endet in der Bierstadt Kulmbach. Sie ist technisch anspruchslos und führt von der historischen Kulmbacher Altstadt auf Radwegen und verkehrsarmen Straßen ins ländliche Umfeld durch malerische Berg-, Tal- und Auenlandschaften mit idyllisch gelegenen Ortschaften.

Infos: AG Bier- und Burgenstrasse, c/o Frankenwald Tourismus, 96317 Kronach; Tel. 09261-601519;

info@bierundburgenstrasse.de

Bayerisches Brauereimuseum Kulmbach, Hofer Str. 20, 95326 Kulmbach, Tel. 09221-80514;

stefanie.schubert@kulmbacher.de

Bamberg Tourismus, Geyerswörthstr. 5, 96047 Bamberg; Tel. 0951-2976 200; info@bamberg.info

Michael Stephan

Drückt euch ein Kummer, werft ihn Frisch vom Herzen!
Nehmt mit, was kommt; die Zeiten sind jetzt schwer;
Drum muss der Mensch die Freude leicht ergreifen,
hier wird gefreit und anderswo begraben.

Schiller

Senioren unterwegs

Bericht über eine Fahrt zum Frankfurter Flughafen

Die Reisegruppe des Seniorenbüros besucht die Metropole Frankfurt mit dem Highlight einer Rundfahrt auf dem Flughafengelände.

Nach der Ankunft in der Innenstadt schlenderten wir die kurze Strecke von der Paulskirche zur „Kleinen Markthalle“ und holten uns Appetit von der Fülle der verschiedenen Lebensmittel wie Gemüse, Obst, Fleisch, Fisch und Vieles mehr. Im Bayrischen Mittagslokal wurden wir erwartet und schnell und freundlich bedient. Anschließend konnte der Dom besichtigt werden und dann fuhr uns unser Bus zum Flughafen Rhein-Main.

Ca. 70 000 Menschen sind dort in 500 verschiedenen Firmen beschäftigt. Die Weiträumigkeit der Gebäude ist nicht nur beeindruckend sondern auch verwirrend. Die sky line brachte uns zum Terminal 2, wo wir von der Aussichtsplattform das riesige Gelände teilweise überschauen konnten.

Bei einbrechender Dämmerung wurden wir, nach einer intensiven Sicherheitskontrolle, mit dem Flughafenbus über das Flughafengelände gefahren. Landungen und Starts erfolgten neben uns im Minutentakt, kommentiert von einem fachkundigen und humorvollen Führer. Er erklärte uns die Unterschiede der verschiedenen Flugzeugtypen, und ließ den Bus hinter einer gigantischen A 380 halten. 22 Reifen hat sie, bis zu 1,40 Metern hoch und kann mit einem Gewicht von max. 560 Tonnen starten.

Allein das in Bau befindliche Terminal 3 wird ein höheres Passagieraufkommen

haben als der neue Berliner Hauptstadtflughafen Willy Brandt.

Im einzigartigen Lichtermeer fuhren wir unter anderem vorbei an den Frachthallen, der Cargo City Süd, dem riesigen Tanklager, der Feuerwehr, sowie dem A 380 Wartungshangar.

Für alle Teilnehmer war der Tag auf dem Flughafen ein besonderes Erlebnis, das lange in Erinnerung bleiben wird. Immer wieder freuen wir uns über das Interesse und die Teilnahme unserer ältesten Teilnehmer/innen an unseren Fahrten, die sie nur selten ausfallen lassen.

Wolfgang Möcklinghoff

Die andere Seite

Das gesteigerte Flugaufkommen hat den Fluglärm entsprechend erhöht. Ab 5 Uhr am Morgen bis abends 23 Uhr starten und landen im Minutentakt die Maschinen. Betroffen sind mehr als hunderttausend Menschen, die sich dem Lärm nicht entziehen können.

Zwischenzeitlich haben sich rund 80 Bürgerinitiativen gebildet, die auf die Gefahren hinweisen.

Seit November 2011 protestieren Woche für Woche, teilweise mehrere tausend Menschen aus allen Orten der betroffenen Region, gegen den Fluglärm und den weiteren Ausbau. Sie kommen aus allen Altersgruppen. Allerdings ist auffallend, dass die Gruppe der über 40jährigen besonders stark vertreten ist. Darunter viele Senioren auch in einem hohen Alter. (Die Redaktion)

Wörtersuche

von Uwe Naumer

Bilden Sie aus den Buchstaben des Wortes „Blindenschrift“ neue Wörter. Sie beginnen mit zwei Buchstaben und suchen so viele Wörter, wie Sie finden können. Dann nehmen Sie drei, vier, fünf und suchen wieder neue Wörter:

Neue Wörter aus

2 Buchstaben

.....

3 Buchstaben

.....

4 Buchstaben

.....

5 Buchstaben

.....

6 Buchstaben

.....

7 Buchstaben

.....

8 Buchstaben

.....

9 Buchstaben

.....

10 Buchstaben

.....

11 Buchstaben

.....

12 Buchstaben

.....

13 Buchstaben

.....

14 Buchstaben

.....

Weitere Version

Aus den Buchstaben des Wortes „Blindenschrift“ sind neun Begriffe gesucht, deren Anfangsbuchstaben von a) bis i), der Reihe nach gelesen, die Lösung ergeben.

Lösungshinweis: Körperteil von guten Feen.

a) nordeuropäische Hirschart

- b) Hülsenfrucht, zum besseren Sehen
- c) Nordeuropäer
- d) von Vorfahren übertragbar
- e) manchmal auch Nachlassempfängerin
- f) Reportage
- g) zum Schluß
- h) Bewohner einer asiatischen Großmacht
- i) Kleine Ortschaft, kann auch Vogelbrutstätte sein

Viel Spaß bei der Suche.

Quiz zum Thema Gleichstellung

1.) Verdienen Frauen im Durchschnitt genauso viel wie Männer (wenn sie Vollzeit arbeiten) oder gibt es Unterschiede?

- a) Sie verdienen im Durchschnitt genauso viel.
- b) Sie verdienen im Durchschnitt deutlich weniger (25 % weniger als Männer).
- c) Sie verdienen im Durchschnitt halb so viel wie Männer (50 %).

2.) Welches ist weltweit der beliebteste (aktiv ausgeübte) Sport bei Frauen?

- a) Volleyball
- b) Hockey
- c) Fußball
- d) Basketball

3.) Wann wurde das Frauenwahlrecht in Deutschland eingeführt?

- a) 1872 – unter Bismarck
- b) 1918 – nach dem 1. Weltkrieg
- c) 1949 – bei Gründung der BRD
- d) 1968 – durch die feministische Frauenbewegung unter Alice Schwarzer

4.) Wann wurde das Frauenwahlrecht in der Schweiz eingeführt?

- a) 1918
- b) 1945
- c) 1971

5.) Wie hoch ist der Anteil der Männer in Deutschland, die der folgenden Aussage zustimmen:

„Die Aufgabe des Mannes ist es, Geld zu verdienen, die der Frau, sich um die Familie zu kümmern.“

- a) 4 %
- b) 24 %
- c) 45 %

6.) Um wie viele Jahre ist die durchschnittliche Lebenserwartung von Frauen höher als die von Männern?

- a) um 4 Jahre 8 Monate
- b) um 5 Jahre 2 Monate
- c) um 7 Jahre 4 Monate
- d) um 9 Jahre 3 Monate

7.) Von 100 jungen Menschen ohne Schulabschluss waren im Jahr 2005 wie viele männlich?

- a) 37 %
- b) 42 %
- c) 53%
- d) 64%

8.) Deutsche Paare kommen zusammen auf 30 Stunden Hausarbeit pro Woche. Wie viel Stunden übernehmen davon die Männer und wie viel die Frauen?

- a) Hälfte/Hälfte, also 15 zu 15
- b) Männer 4 Stunden, 24 Stunden die Frauen
- c) Männer 9 Stunden, 21 Stunden die Frauen
- d) Männer 12 Stunden, 18 Stunden die Frauen

9.) Wann wurde das Lehrerinnenzölibat (eine rechtliche Regelung, die Lehrerinnen untersagte zu heiraten; auf eine Missachtung folgte die Kündigung) abgeschafft?

- a) 1912
- b) 1939
- c) 1948
- d) 1951

Das Rätsel, das wir hier auszugsweise veröffentlicht haben, wurde entwickelt von Marion Bredebusch und Lothar Reuter entwickelt Die Gleichstellungsbeauftragte des Finanzamtes Speyer Germersheim gibt es Ihren Auszubildenden immer zur Lösung.

Lösungen

Lösung der Wörtersuche von Herrn Naumer

- a) nordeuropäische Hirschart = Elch
- b) Hülsenfrucht, zum besseren Sehen = Linse
- c) Nordeuropäer = Finne
- d) von Vorfahren übertragbar = Erblich
- e) manchmal auch Nachlassempfängerin = Nichte
- f) Reportage = Bericht
- g) zum Schluss = Endlich
- h) Bewohner einer asiatischen Großmacht = Inder
- i) Kleine Ortschaft, kann auch Vogelbrutstätte sein = Nest

Lösungen der Fragen aus dem Quiz zum Thema Gleichstellung:

1.) b) Frauen verdienen im Durchschnitt 25 % weniger als Männer.

Erst am 26.März 2010 hatten Frauen im Durchschnitt so viel verdient wie Männer im Jahr 2009. Für Frauen ist es viel schwieriger, in Spitzenpositionen zu kommen, in denen man mehr Geld verdient. Außerdem werden Frauen und Männer häufig unterschiedlich bezahlt, auch wenn sie gleiche Aufgaben oder Positionen haben.

2.) c) Fußball ist der beliebteste Frauensport. Weltweit gibt es 20 Millionen Fußballerinnen.

3.) b) Deutschland und Österreich haben 1918 das Frauenwahlrecht eingeführt. In Großbritannien dürfen Frauen erst seit 1928 und in Frankreich erst seit 1946 wählen.

4.) d) Erst am 7. Februar 1971 erhalten die Schweizer Frauen nach einer Volksabstimmung unter Männern das Wahlrecht auf Bundesebene. Zuvor gab es einige erfolglose Anläufe.

5.) b) 24 % der befragten Männer stimmen dieser Rollenauffassung zu.

6.) b) 2010 geborene Jungen werden durchschnittlich 77 Jahre und 4 Monate leben, Mädchen 82 Jahre und 6 Monate; sie haben damit im Durchschnitt eine 5 Jahre und 2 Monate längere Lebenserwartung. Frauen erreichen in den meisten Industrieländern eine um sechs bis acht Jahre höhere Lebenserwartung. Vergleichende Untersuchungen, wie die „Klosterstudie“ haben ergeben, dass dieser Unterschied deutlich kleiner wird, wenn Frauen und Männer unter gleichen Bedingungen arbeiten, leben, ihre Freizeit verbringen und sich ernähren.

7.) d) Im Jahr 2005 stellten Jungen 64 % der Jugendlichen, die ohne schulischen Abschluss blieben.

8.) c) 9 der 30 Stunden übernehmen die Männer.

Weltweit erledigen Frauen etwa zwei Drittel der im Haushalt anfallenden Arbeiten. Im Durchschnitt verbringen sie dreimal so viel Zeit mit Hausarbeit wie ihre Männer. Das ist eines der Ergebnisse einer norwegischen Studie aus dem Jahr 2008. Befragt wurden etwa 18.000 Paare in 34 Ländern.

Mit fast 14 Stunden sind die mexikanischen Männer, diejenigen, die am meisten Hausarbeit übernehmen, in Japan erledigen Frauen 90 Prozent der anfallenden Arbeitsstunden.

9.) d) 1951

Das Lehrerinnenzölibat, das eine Unvereinbarkeit von Ehe und Beruf für Lehrerinnen festschrieb, wurde 1880 im Deutschen Reich per Ministererlass eingeführt. Die Verordnung galt bis 1951 (außer in der DDR); erst dann konnten Lehrerinnen eine Familie gründen und weiterhin beruflich tätig sein.

Quellen:

Bredebusch – Institut für Kommunikation und Kompetenz – Bericht

Gender-Datenreport, 1. Datenreport zur Gleichstellung von Frauen und Männern in der Bundesrepublik Deutschland im Auftrag des BFSFJ, Hrgs: Waltraud Cornelißen, erstellt durch das Deutsche Jugendinstitut e.V. mit dem Statistischen Bundesamt, München, November 2005, 2. Fassung

Homepage des Deutschen Fußballbundes, www.dfb.de

Die Kriminalität in der Bundesrepublik Deutschland – Polizeiliche Kriminalstatistik für das Jahr 2004

www.meinhard.privat.t-online.de/frauen/wahl.html

Statistisches Bundesamt www.destatis.de

Wikipedia

www.wdr.de/tv/frautv/sendungsbeitraege/2010/1007

Dinklage, Meike (2005): Die Später-Vielleicht-Männer. Der Zeugungsstreik. Bericht über die Kennzahlen des Finanzamtes Speyer-Germersheim (Audit Beruf und Familie)

„Aus alten Zeiten“

Kostproben aus der Stilblütensammlung von Fritz Schwager

Die Familie, von dem am 1. November 2006 verstorbenen Fritz Schwager, hat uns freundlicherweise erlaubt, die wunderbaren Karikaturen abzudrucken.

Verw. Direktor W. H., Stiftungs Krankenhaus, hatte am 02. Februar 1978 zum Antrag des Angestellten Th. Sch. auf Höhergruppierung wie folgt Stellung genommen:

„In verhältnismäßig kurzer Zeit hat er mit Ausdauer und unbeugsamen Fleiß das gesamte Vermögen des Stiftungs Krankenhauses körperlich aufgenommen.“

Ein Mensch mit unverbrauchter Kraft,
der unermüdlich wirkt und schafft,
der ordentlich, wie sich's geziemt,
auf diese Art sein Brot verdient,
der führt auch gern im Krankenhaus
jedweden Auftrag gründlich aus,
selbst wenn ein solcher gar nicht klar
und eigentlich nicht zumutbar!
Wer aber sich – kopflos und blind –
rein körperlich dumm übernimmt,
der darf sich letztlich nicht beklagen,
wenn er die Last allein muss tragen!



In eigener Sache

Verein der Freunde und Förderer des Seniorenbüros Speyer e.V.

Beitrittserklärung

Name: -----

Vorname: -----

Straße: -----

PLZ/Ort: -----

Mindestjahresbeitrag: 13,-- € **oder** _____ €

Die Abbuchung soll jährlich erfolgen.

Datum: -----

Unterschrift: -----

Bankeinzugsermächtigung

Hiermit ermächtige ich den Verein der Freunde und Förderer des Seniorenbüros Speyer e.V. den jeweiligen Beitrag von meinem

Konto Nr.: ----- BLZ: -----

Konto Inhaber: -----

bei der: -----

abzubuchen: -----

Unsere Alternativen für Sie!

Wir setzen für Sie und die Umwelt auf ökologische Alternativen. Nutzen Sie unsere Angebote ...



... zu Naturstrom

Sie haben die Wahl zwischen Ökostrom, zu 100 % regenerativ erzeugt, und unserem Premiumprodukt „Naturstrom Speyer Solar“ – der sauberen Energie aus SWS-Photovoltaikanlagen.

... zu alternativen Treibstoffen

Bei uns tanken Sie umweltbewusst – ob Erdgas und Autogas in der Industriestraße oder Strom auf dem Festplatz. Wir sind Ihr Partner für bewegende Innovationen.

... für effektives Heizen

Unser Wärme-Direktservice ist Ihre Alternative zur Eigeninvestition in eine moderne Heizungsanlage. Außerdem hilft Ihnen unser Austauschprogramm für alte Heizungspumpen enorm beim Stromsparen.

Weitere Informationen:

Tel. 06232/625-4560



www.sws.speyer.de



SWS
STADTWERKE SPEYER GMBH